

ISSN 0259-7446
EUR 6,50

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

Thema:

**Inmitten des Digitalen:
Internationale Programmatiken und
österreichische Fallbeispiele**

**Historische Kommunikations- und
Medienforschung im digitalen Zeitalter**

**Erik Koenen, Christian Schwarzenegger,
Lisa Bolz, Peter Gentzel, Leif Kramp,
Christian Pentzold & Christina Sanko**

**„Zeitungs Lust und Nutz“
im digitalen Zeitalter
Claudia Resch**

**Den Aufstieg der Digital Humanities
mit Andreas Okopenko denken
Christian Zolles, Laura Tezarek & Arno
Herberth**

***Preservation* im Zeitalter der Drohnen
Thomas Ballhausen**

**Research Corner
Im Zeichen der Rotationsmaschine
Andrea Reisner**

**HerausgeberInnen:
Thomas Ballhausen & Christina Krakovsky**

2/2018

Jahrgang 33

medien & zeit

Inhalt

Historische Kommunikations- und Medienforschung im digitalen Zeitalter

Ein Kollektivbeitrag der Initiative
„Kommunikationsgeschichte digitalisieren“
zu Konturen, Problemen und Potentialen
kommunikations- und medienhistorischer
Forschung in digitalen Kontexten
Erik Koenen, Christian Schwarzenegger,
Lisa Bolz, Peter Gentzel, Leif Kramp,
Christian Pentzold & Christina Sanko.....4

„Zeitungs Lust und Nutz“ im digitalen Zeitalter

Partizipative Ansätze zur Erschließung
historischer Ausgaben der *Wiener Zeitung*
Claudia Resch.....20

Den Aufstieg der Digital Humanities mit Andreas Okopenko denken

Christian Zolles, Laura Tezarek &
Arno Herberth.....32

Preservation im Zeitalter der Drohnen

Aus den Vorarbeiten zu einer Archivpolitik
der Sorge
Thomas Ballhausen.....41

Research Corner

Im Zeichen der Rotationsmaschine

Zum Bild des Journalismus in Heimito von
Doderers Roman *Die Dämonen*
Andrea Reisner.....49

Rezensionen.....64

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger
Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)
Währinger Straße 29, 1090 Wien
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>
© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)

HerausgeberInnen

Thomas Ballhausen, Christina Krakovsky
Redaktion Buchbesprechungen
Gaby Falböck, Thomas Ballhausen, Christina Krakovsky
Redaktion Research Corner
Erik Bauer, Christina Krakovsky
Lektorat & Layout
Diotima Bertel, Barbara Metzler, Daniela Schmid, Gregor Schwehr
& Diotima Bertel, Daniela Schmid

Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien
Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen
medien & zeit erscheint vierteljährlich gedruckt und digital
Hefbestellungen:
Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro
Jahresabonnement:
Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro
Jahresabonnement für StudentInnen:
Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro
Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at
sowie auf <http://www.medienundzeit.at>
Bestellung an:
medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Advisory Board

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Stefanie Averbek-Lietz (Bremen)
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg)
Dr. Thomas Birkner (Münster)
Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund)
Prof. Dr. Rainer Gries (Jena, Wien)
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin)
Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Susanne Kinnebrock (Augsburg)
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig)
Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Maria Löblich (Berlin)
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho)
Dr.ⁱⁿ Corinna Lühje (Rostock)
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)
Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Martina Thiele (Salzburg)

Vorstand des AHK

Dr.ⁱⁿ Gaby Falböck, Obfrau
Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.
Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.
Mag.^a Christina Krakovsky, Geschäftsführerin
Mag.^a Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.
Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier
Mag.^a Kim Karen Gößling, Kassier-Stv.
Julia Himmelsbach, Bakk.^a, Schriftführerin
Barbara Metzler, Bakk.^a BA BA, Schriftführerin-Stv.
Dr. Thomas Ballhausen
Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz
Barbara Fischer, Bakk.^a
Ing. MMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA
Mag. Bernd Semrad
Mag. Roland Steiner

Editorial

Das digitale Zeitalter hat sich durchgesetzt, es dauert an. Der Wissenschaft begegnet das Digitale dabei, verknüpft gesprochen, zumeist in drei Formen, die sich disziplinübergreifend finden lassen: in der Digitalisierung analoger Bestände, in der Erstellung digitaler Daten und in den neuen Möglichkeiten IT-gestützter Durchdringung digitaler Repositorien. Das Beforschen, Erschließen und Vermitteln von Quellen vor einem Horizont, der nicht mehr analoges Material, vornehmlich Gedrucktes, als notwendiges Zentrum bedeutet und eine veränderte Öffentlichkeit mitmeint, erzeugt und erzeugt insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein Bündel von Erwartungshaltungen gegenüber den Möglichkeiten digitaler Technologien, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Einmal mehr scheint sich Umberto Eco's titelstiftendes Diktum von „Apokalyptikern“ und „Integrierten“ zu bewahrheiten: Da ist einerseits ein Raunen über die angeblich schier unüberwindlich scheinenden Hürden, die das Drogengespenst Digitalisierung mit sich bringt, zu vernehmen. Müssen nun etwa alle Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen ausgeklügelte Programmieraufgaben lösen? Kann die Masse an digitalen Inhalten überhaupt bearbeitet, sinnvoll vermittelt und auch langfristig bewahrt werden? Verstellt nicht die Auswahl dessen, was digitalisiert wird, den Blick auf die eigentlichen Bestände, erleben wir also einen verzerrten Eindruck davon, was tradiert und erhalten wird? Und wie können diese Inhalte wieder aufgespürt, rechtlich einwandfrei erschlossen und durchsuchbar gemacht werden? Woher die Ressourcen nehmen, um die täglich produzierten Massen an Digitalisaten und digitalen Inhalten feinsäuberlich zu ordnen, zu strukturieren und – so sie vorhanden sind – gemäß standardisierten Normen zu annotieren? Andererseits wird zugleich ein fröhliches Jauchzen über das Betreten dieses für die wissenschaftliche Bearbeitung nach wie vor als Neuland gesehene Forschungsfeldes vernehmbar. Getragen von der Hoffnung auf präzise, angeblich auf Knopfdruck zu leistende Durchleuchtungen riesiger Datenmengen sowie auf vermeintlich mühelose und lukrative inter- und transdisziplinären Zusammenarbeiten, könnte man fälschlicherweise annehmen, mit der Digitalisierung sei die Arbeit ja schon so gut wie getan. Ähnliches ließe sich über die Öffnung der Wissenschaft und die direkte Einbindung einer großen Allgemeinheit durch partizipative Digitalisierungsprojekte sa-

gen. Man denke auch an die Möglichkeit zumindest den zugänglichen Ausschnitt der (Alltags-) Kommunikation quer durch soziale Schichten, die sich in den Gefilden der *social media* tummeln, auszuwerten oder ArchivarInnen von der Last der knappen Raumressourcen durch digitale Speicherung zu befreien. Man denke aber auch an die Tradition medien- und kommunikationshistorischer Disziplinen, die gerade in der Handhabung mit zweifelhaftem oder unvollständigem Datenmaterial auf einen beträchtlichen Erfahrungsschatz rückgreifen können. Man denke an ihre Lösungskompetenzen, Rekonstruktionsstrategien und Reflexionsvermögen im Umgang mit der Auffindbarkeit und Flüchtigkeit von mitunter mangelhaften Quellenkorpora. Berechtigte Freude und *honest mistakes* scheinen, so der Gesamteindruck, gleichermaßen gut verteilt.

Die vorliegende *medien & zeit* Ausgabe *Inmitten des Digitalen* beschäftigt sich mit dem Für und Wider beider hier angedeuteter Seiten und bringt dabei programmatische Standpunkte als auch forschungspraktische Einsichten aufs Tapet: Welche theoretischen Grundgedanken gibt es dazu insbesondere in der Kommunikations- und Medienwissenschaft? Wie gehen ForscherInnen mit digitalisiertem Material und den Bedingungen ihrer Forschung um? Welche Herausforderungen stellen sich in der Forschungspraxis, insbesondere angesichts der Notwendigkeit zu einer produktiven Reflexion kollaborativer Praxen? Welchen Gewinn gilt es angesichts der neuen Möglichkeiten tatsächlich zu erwarten? Die notwendige Auseinandersetzung mit dem Digitalen und seinen Kontexten, das kann mittlerweile mit Gewissheit konstatiert werden, birgt zahlreiche einzurechnende, ja kritische Aspekte. So ist die Kommunikations- und Medienwissenschaft, und hier insbesondere die Mediengeschichtsschreibung, wohl gezwungen, will sie sich in diesem Feld bewähren, ihre Instrumente und Normen zu reflektieren und sich in Teilen wohl auch neu zu positionieren. Veränderungen meint das aber nicht nur auf der Ebene von Darstellungsformen wissenschaftlicher Ergebnisse oder der Aufwertung der herangezogenen Technologien, sondern auch auf der Ebene wissenschaftsstrategischer Modi oder des kulturellen Gedächtnisses. Da Daten, was auch, aber nicht ausschließlich für das Digitale zutrifft, einen beträchtlichen Wert in Verknüpfungen entfalten, zeigt sich für eine zukunftsgerichtete me-

dienwissenschaftliche und -historische Arbeit die Notwendigkeit, Standards weiter auszubilden, ensemblehafte Infrastrukturen zu entwickeln und in der Forschungsarbeit Daten nach offenen ausgewiesenen Parametern zu sammeln, zu beforschen und kuratorisch sinnvoll zur Verfügung zu stellen.

Welche programmatischen Fragestellungen sich explizit für die historische Kommunikationswissenschaft im Bereich der Digitalisierung ergeben, zeigt der Kollektivbeitrag von **Erik Koenen**, **Christian Schwarzenegger**, **Lisa Bolz**, **Peter Gentzel**, **Leif Kramp**, **Christian Pentzold** und **Christina Sanko**. Anhand der akademischen Arbeit, Überlegungen und Erkenntnisse des Netzwerks „Kommunikationsgeschichte digitalisieren: Historische Kommunikationsforschung im digitalen Zeitalter“ nehmen sie theoretische Fragestellungen der Digitalisierung in den Blick, mit denen sich das Fach momentan konfrontiert sieht. Ihr umfassender Ansatz beleuchtet dabei Erkenntnisfokus, Gegenstandsbereich und theoretische Perspektiven, Methoden sowie Quellen. Wie ertragreich konkrete Forschungen im Bereich der Digitalisierung und die ohne Frage geforderte transdisziplinäre Zusammenarbeit sein können zeigen die *case studies* von Claudia Resch sowie dem AutorInnentrio Christian Zolles, Laura Tezarek und Arno Herberth.

Die 1703 unter dem Namen *Wien(n)erisches Diarium* gegründete *Wiener Zeitung* steht im Fokus eines von **Claudia Resch** vorgestellten Forschungsprojekts, in dem Auszüge dieses Periodikums aus dem 18. Jahrhundert in computerlesbare Volltexte transformiert und annotiert werden. Thematisiert wird nicht nur die interdisziplinäre Zusammenarbeit von PhilologInnen und HistorikerInnen, sondern auch der partizipative Forschungszugang, der einer Vielzahl an Disziplinen und darüber hinaus Interessierten Mitsprache- und Gestaltungsmöglichkeiten verschafft. Digitale Praxen werden so mit Informationsstrategien und Inklusion im Sinne einer weitreichenden Nutzbarkeit verknüpft.

Eine lohnende Offenheit gegenüber digitalen Kulturtechniken beweisen auch **Christian Zolles**, **Laura Tezarek** und **Arno Herberth** in ihrer Beschäftigung mit den digital editierten Tagebüchern des österreichischen avantgardistischen Autors Andreas Okopenko (1930-2010).

Die Beleuchtung des – auch auf Materialebene – vielschichtigen „Hypertext-Pioniers“ zeugt nicht nur von kreativem Umgang im digitalen Feld, sondern auch von Optionen ermächtigende Kommunikation im digitalen Bereich, im Gegensatz zu oft proklamierten Einschränkungen kulturpessimistischer Argumentationen wie der Übermacht von Algorithmen, zu installieren.

Thomas Ballhausen führt mit dem Essay *Preservation im Zeitalter der Drohnen* seine medienhistorische und -philosophische Auseinandersetzung mit dem Archiv fort. Bedingt durch die Kontexte der Digitalisierung und ihrer technischen Konditionen ist es dabei, so der Vorstoß, notwendig, die aus Gründen der Kritik an Progressionslogiken herausgelöste zeitliche Dimension im Sinne einer Sorge und Vorsorge zumindest partiell wieder zu reintegrieren. Diese Neubewertung kann aber nur unter bedachtsamer Bezugnahme auf philosophische Hypotheken gegenwärtiger Praxen funktionieren, eben weil historiografische als auch disseminative Prozesse des Archivs integrativ damit verkoppelt sind. Ballhausens Versuch versteht sich als Vorarbeit zu einer Archivpolitik, die den Faktor der Sorge neu bewertet, ethische Konzeptionen der Vermittlungsarbeit stärkt und Prinzipien der Affordanz für die zu bewahrenden Objekt mitdenkt.

Der Ausschnitt der aktuellen akademischen Beschäftigung, den die vorliegende *medien & zeit* Ausgabe aufmerksam betrachtet, vermag auf die intensive Tätigkeit – ob programmatisch oder forschungspraktisch – der Sozial- und Geisteswissenschaften mit den Spielregeln des digitalen Zeitalters hinzuweisen und kann als Deut dafür gelten, dass die Akademia wohl angekommen ist: *Inmitten des Digitalen*.

Thomas Ballhausen & Christina Krakovsky

In der Rubrik *Research Corner* stellt **Andrea Reisner** einen Auszug Ihrer 2017 abgeschlossenen Dissertation vor, in der die Germanistin Schreibszenen aus dem Roman *Die Dämonen* des Literaten Heimito von Doderer analysiert. Im Vordergrund steht die kritische Auseinandersetzung mit der in dem Werk beschriebenen Zeitungsredaktion sowie der Darstellung journalistischen Arbeitens.

Historische Kommunikations- und Medienforschung im digitalen Zeitalter

Ein Kollektivbeitrag der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“ zu Konturen, Problemen und Potentialen kommunikations- und medienhistorischer Forschung in digitalen Kontexten

Erik Koenen, Universität Bremen, Christian Schwarzenegger, Universität Augsburg, Lisa Bolz, Universität Paris-Sorbonne, Peter Gentzel, Universität Augsburg, Leif Kramp, Universität Bremen, Christian Pentzold, Universität Bremen & Christina Sanko, Universität Bremen

Abstract

Das Initiativ-Netzwerk „Kommunikationsgeschichte digitalisieren: Historische Kommunikationsforschung im digitalen Zeitalter“ der Fachgruppe „Kommunikationsgeschichte“ der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und des Nachwuchsforums „Kommunikationsgeschichte“ NaKoge, das sich mit diesem Beitrag vorstellt, verfolgt vor dem Hintergrund des nachhaltigen und tiefgreifenden digitalen Strukturwandels wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und der zunehmenden Relevanz digitaler Forschungskontexte, wie sie aktuell auch in der Kommunikations- und Medienwissenschaft intensiv diskutiert werden, das Ziel, die historische Kommunikations- und Medienforschung für die vielfältigen Herausforderungen der Digitalisierung und die Zukunft *fit* zu machen. Im Mittelpunkt stehen die Fragen, wie sich im Kontext der Digitalisierung feldspezifische Erkenntnisinteressen, Methoden und Themen verändern und verschieben und welche spezifischen Fragestellungen, Herausforderungen und Perspektiven hieraus für die Kommunikations- und Mediengeschichte resultieren. Mit diesem Kollektivbeitrag sondieren die Initiatoren gemeinsam mit ProtagonistInnen der ersten Stunde wesentliche Schauplätze und Themenbereiche, die eine Diskussion zur historischen Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Zeiten zu bearbeiten und zu berücksichtigen hat, und wollen damit zugleich Impulse für die weitere Diskussion und Forschung setzen. Programmatisch vermessen und reflektiert werden die Konturen, Probleme und Potentiale der Digitalisierung historischer Kommunikations- und Medienforschung und kommunikations- und medienhistorischer Erforschung der Digitalisierung in den Dimensionen (1.) Erkenntnisfokus, Gegenstandsbereich und theoretische Perspektiven, (2.) Methoden sowie (3.) Quellen.

Vor dem Hintergrund des digitalen Wandels erleben viele Fächer der Geistes- und Sozialwissenschaften im Moment einen einschneidenden Strukturwandel in ihren Arbeitsweisen, ihren epistemologischen und methodischen Grundlagen sowie ihren Themen von Erkenntnisgewinnung. Neuen fachprogrammatischen Entwürfen wie „Digital Humanities“ oder „Computational Social Sciences“ ist in diesem Sinne gemeinsam, dass dahinter sowohl forschungspraktisch wie inhaltlich relevante Grundsatzdiskussionen um die Neuorientierung von Erkenntnisprozessen in vermehrt auch digitalen

Forschungskontexten stehen. Verbindend sind die Fragen, wie sich im Kontext der Digitalisierung disziplinäre Erkenntnisinteressen, Methoden und Themen verändern und verschieben und welche fachspezifischen Herausforderungen, Probleme und Potentiale hieraus jeweils resultieren.

In der deutschsprachigen Kommunikations- und Medienwissenschaft laufen die Debatten über die disziplinären Folgen und Konsequenzen der Digitalisierung gerade an (vgl. Hepp 2016; Strippel, Bock, Katzenbach, Mahrt, Merten, Nuernbergk, Pentzold, Puschmann & Waldherr 2018). Wir

halten hier die intensive Beteiligung (auch) historisch interessierter Kommunikations- und MedienforscherInnen für vordringlich. Nach unserer Meinung ist die Diskussion um die Digitalisierung der historischen Kommunikations- und Medienforschung einerseits besonders fachpolitisch essentiell, um für aktuellste Diskussionen innerhalb der Kommunikations- und Medienwissenschaft und im internationalen und interdisziplinären Zusammenhang anschlussfähig zu bleiben und diese mit einer kommunikations- und medienhistorischen Perspektive zu begleiten, und andererseits relevant, um auf bereits evidente Entwicklungen im Feld selbst zu reagieren. Schon heute verändert die Digitalisierung die Praxis historischer Kommunikations- und Medienforschung enorm und zukünftig werden mit hoher Wahrscheinlichkeit digitale Informationsinfrastrukturen und digitale Quellen den Alltag historischer Kommunikations- und MedienforscherInnen durchgreifend mitprägen – wie Gabriele Balbi (2011, 151) in seinem programmatischen Zukunftsentwurf *Doing Media History in 2050* prognostiziert:

„Media historians, as well as all other historians, must be willing to accept significant changes in their profession: they will have to approach the digital heritage differently than the analogue one, because digital data are volatile, interconnected, unstable and abundant; they will seek new tools to manage this great mass of data; they will use technological systems [...]; they will interact with new institutions and they will learn new methods of access to sources; they will have to learn new methods to reconstruct the past from these digital sources; and, finally, they will face new difficulties, such as accessibility, ownership, fragility, originality and contextualization of digital sources.“

Unserer Meinung nach profitieren nicht zuletzt die Diskussionen wiederum, die in der Kommunikations- und Medienwissenschaft um den adäquaten Umgang mit den Herausforderungen der Digitalisierung als Forschungsgegenstand und in Forschungsmethoden, -strategien und -techniken geführt werden (vgl. Maireder, Ausserhofer, Schumann & Taddicken 2015; Stuetzer, Welker & Egger 2018), von einem Mehr an historischer Expertise und Perspektive. Hier sind es zum ersten die methodologisch-quellenkritischen Kompe-

tenzen, die die historische Kommunikations- und Medienforschung in der Frage der zunehmend digitalen Medialität von Forschungsdaten einbringen kann – seien diese nun „digital born“ oder „reborn“. Zugleich ist zweitens dringend eine diachrone Sichtweise gefordert, um die Dimensionen, Folgen und Prozesse digitalen Medienwandels einzuordnen und zu kontextualisieren. Digitale Medienkommunikation verändert Gesellschaften und Formen sozialen Lebens schon seit Längerem fundamental, trotzdem sind die Phasen und Verlaufscharakteristika dieses permanenten Wandels noch nicht hinreichend erforscht bzw. überhaupt in den Blick genommen worden. Somit liegt es nicht nur nahe, sondern ist es dezidiert an der Zeit, die historische Entwicklung, die Herausbildung und Durchsetzung von digitaler Kommunikation, von digitalen Kommunikationsmedien und digitaler Medienkommunikation aus der Perspektive langfristigen Medienwandels zu untersuchen. Sie sind nicht einfach aus dem Nichts entstanden, sondern innerhalb von Gesellschaften und bestehenden Medienumgebungen gewachsen und geformt worden. Es sind diese Kontexte, in denen sich mit digitalen Technologien bestehende Formen nicht nur medialer Kommunikation wandeln und neue Formen und Repertoires von Medienkommunikation hervorgebracht werden.

Um die skizzierten Herausforderungen des digitalen Zeitalters für die historische Kommunikations- und Medienforschung sowie ihre Leistungen und Potentiale für die Kommunikations- und Medienwissenschaft insgesamt zu diskutieren und Strategien für die Zukunft dieses Forschungsfeldes zu entwickeln, haben die Fachgruppe „Kommunikationsgeschichte“ der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und das Nachwuchsforum „Kommunikationsgeschichte“ NaKoge die Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“ begründet, die zunächst eine entsprechende Workshop-Reihe „Kommunikationsgeschichte digitalisieren: Historische Kommunikationsforschung im digitalen Zeitalter“ gestartet hat.¹ Zweck dieser Initiative ist es, das Feld Kommunikations- und Mediengeschichte in dem weit verzweigten wissenschaftlichen Diskurs um Digitalisierung zu verorten, die genuine Stimme der historischen Kommunikations- und Medien-

¹ Vgl. das Blog der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“ auf Hyptheses.org: <https://dicommhist.hypotheses.org>

forschung in diesen Diskussionen stark zu machen sowie sich den konkreten forschungspraktischen Fragestellungen, Konsequenzen und Themen digitaler und digital betriebener Kommunikations- und Mediengeschichte zuzuwenden. „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“ ist somit eine Zielsetzung, die weit über den bloßen Einsatz von Computern und digitalen Methoden und die Einbeziehung digitaler bzw. digitalisierter Quellen hinausgeht, sondern sehr viel tiefer reicht: Sie fragt vielmehr nach dem Wandel und der Kontinuität von Erkenntnisinteressen und Problemstellungen, theoretischen Perspektiven und Themen, Methoden und Quellen historischer Kommunikations- und Medienforschung in Kontexten des Digitalen und der Digitalisierung.

In diesem Gemeinschaftsbeitrag wollen die Initiatoren gemeinsam mit ProtagonistInnen der ersten Stunde die Schauplätze und Themenbereiche sondieren, die eine Diskussion zur historischen Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Zeiten zu bearbeiten und zu berücksichtigen hat. Unsere Intention ist es vor allem, erste Impulse für die Diskussion zu setzen und in diesem Sinne die Konturen, Probleme und Potentiale der Digitalisierung historischer Kommunikations- und Medienforschung und kommunikations- und medienhistorischer Erforschung der Digitalisierung bezüglich der Dimensionen (1.) Erkenntnisfokus, Gegenstandsbereich und theoretische Perspektiven, (2.) Methoden und (3.) Quellen, programmatisch zu vermessen und zu reflektieren. In dieser Weise soll unser Kollektivbeitrag explizit zur weiteren Diskussion einladen, zum Weiterdenken ermutigen und Widerspruch herausfordern sowie die weitere Forschung in dieser Richtung vorantreiben und stimulieren.

Erkenntnisfokus, Gegenstandsbereich und theoretische Perspektiven historischer Kommunikations- und Medienforschung im digitalen Zeitalter

In der Dimension Erkenntnisfokus, Gegenstandsbereich und theoretische Perspektiven sind für uns vor allem zwei Aspekte besonders bedeutsam, um historische Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Zeiten zu diskutieren. So geht es erstens um eine Beschreibung der gegenwärtig bereits absehbaren *Auswirkungen* von Digitalisierungsprozessen *für den kommunikations- und me-*

dienhistorischen Gegenstands- und Themenbereich, zweitens um einen *Entwurf theoretischer Perspektiven* der damit verbundenen mehrschichtigen Herausforderungen *für die kommunikations- und medienhistorische Epistemologie und Praxis*.

Grundsätzlich erweitert sich im Zuge der Digitalisierung der Gegenstands- und Themenbereich der Kommunikations- und Mediengeschichte, verstanden als Forschungsfeld, das sich im disziplinären Zusammenhang der Kommunikations- und Medienwissenschaft mit der Erforschung der wechselseitigen Interdependenzen zwischen gesellschaftlichem, soziokulturellem und medialem Wandel befasst, um zwei Dimensionen: *retrospektiv* mit Blick auf die *vergangene Kommunikations- und Mediengeschichte* und *prospektiv* hinsichtlich der *gegenwärtigen und zukünftigen Kommunikations- und Mediengeschichte*.

Mit Blick auf die *erste (retrospektive) zeitliche Dimension* „historisierten“ (Bösch 2016, 1) Computer und digitale Medienumgebungen und die mit ihnen einsetzende Epoche des digitalen Medienzeitalters das klassische massenmediale Ensemble als Forschungsgegenstand und formen aus kommunikations- und mediengeschichtlicher Perspektive die Phase der Entfesselung, Pluralisierung und Plurimedialisierung der Massenkommunikation (vgl. zu den Begriffen und den damit verbundenen Entwicklungstrends Wilke 2000, 155ff) zwischen den 1870er und 1990er Jahren zu „einer gewissen Einheit“: „als Zeit der klassischen Massenmedien“ (Bösch 2017, 195). Wendet man ein Argument des Zeithistorikers Andreas Rödder (2015, 387), so tritt auf diese Weise vor dem besonderen Hintergrund der heutigen „Erfahrungen einer beschleunigten, globalisierten und digitalisierten Welt“ die Genese dieser ersten medialen Moderne zugleich als „neue Referenzzeit“ des Erklärens und Verstehens langfristiger medialer Wandelprozesse hervor. Aus der Perspektive einer ‚langen‘ Geschichte neuer Medien „können so Forschungen zu den aktuell ‚neuesten‘ Medien und die Rekonstruktion des Entstehens neuer Medien in früheren Epochen einander positiv befruchten“ (Birkner & Schwarzenegger 2016, 11; weiter: Park, Jankowski & Jones 2011). In diesem Sinne sollten Medienumbrüche sowieso generell für eine „heightened historical awareness“ sensibilisieren, so Peter Lunt und Sonia Livingstone (2016, 465):

„pushing us to go beyond a simplistic

polarization of ‚now‘ and ‚before‘, or ‚old‘ and ‚new‘ media, or twenty-first century and ‚the past‘ (a challenge of particular importance as analysis of ‚the digital age‘ threatens to eclipse or obscure nuanced analysis of earlier periods.“

Hinsichtlich der *zweiten (prospektiven) zeitlichen Dimension* werden wir von den rasanten Prozessen digitalen Medienwandels selbst herausgefordert, Forschungsperspektiven für eine Kommunikations- und Mediengeschichte digitaler Medienkommunikation und Medienkultur zu entwerfen. „The wave of digitalization“, schildern Nick Couldry und Andreas Hepp (2017, 138) die tiefgreifenden Folgen von Digitalisierung für die kommunikative und soziale Ordnung von Gesellschaften,

„has created a continuous plane of interaction based in technologies of mediated communication where, in principle, any actor, wherever located, can reach, and be reached by, the communication of any other.“

Nichtsdestotrotz sind die Phänomene und Prozesse digitalen Medienwandels in ihre historischen Kontexte und intermediale Konstellationen einzuordnen. Sinnvoll lassen sich Digitalmediengeschichte oder Geschichten digitalen Medienwandels nur schreiben, wenn sie ebenso auf die Veränderungen und den Wandel der Formen, Praktiken, Prozesse und Strukturen von Kommunikation im Kontext digitaler und sich digitalisierender Medienumgebungen wie deren Verschränkungen und Überlappungen mit traditioneller massenmedialer, öffentlicher und wechselseitiger Kommunikation rekurren.

Konzeptionell gibt die mediale Konfiguration digitaler Medienkommunikation von Speichern, Verteilen und Vernetzen erste Orientierungspunkte für die formale Perspektive einer Kommunikations- und Mediengeschichte des Digitalen. Sie weist unter anderem auf die „parallelen Pfade der Entwicklung und Implementierung“ (Danyl 2012, 202) von Computern und digitalen Techniken und Technologien hin:

„Teilen spielt bei allen frühen Computernetzwerken von Beginn an eine besondere Rolle. [...] Dabei zeigt sich: Das Internet operiert nicht nur verteilt, die Erfindung des Internet ist von Beginn an selbst eine verteilte Angelegenheit. Es

entsteht im Rahmen einer locker miteinander vernetzten, internationalen Gemeinschaft von Computerwissenschaftlern.“
(Bunz 2008, 12)

Deshalb verbietet sich die narrative Zuspitzung digitaler Kommunikations- und Mediengeschichte auf reine Fortschrittserzählungen als „Weihnachtsgeschichten der digitalen Moderne“ (Danyl 2012, 190). Gerade die Vielfalt der (oft schon vergessenen) „unterschiedlichen Schauplätze“ von Computerisierung und Digitalisierung, die Vielzahl der sozialen Entstehungskontexte vom Militär bis zur Wissenschaft (vgl. Danyl 2012, hier 202), die vielen schon durchlaufenen Etappen, Episoden und Innovationssprünge digitaler und elektronischer Technologien seit der Mitte des 20. Jahrhunderts oder schließlich, dass sich „bei den digitalen Kommunikationsmedien vielfach nichtintendierte Praktiken wie SMS, E-Mail oder ‚Social Networks‘ durchsetzen“ (Bösch 2011, 229), verweisen eine Kommunikations- und Mediengeschichte des Digitalen und der Digitalisierung vielmehr darauf, die räumliche, soziale und zeitliche Komplexität der Diffusion, Konjunkturen und Kontexte digitaler Medienkommunikation historisch zu fokussieren (vgl. Balbi & Magaudda 2018) und hierfür Kategorien, Konzepte und Perspektiven zu entwickeln und durchzudeklinieren.

Systematisch können die Herausforderungen und Problemfelder für die Epistemologie, Praxis und Strategien historischer Kommunikations- und Medienforschung, wie sie aus den Erweiterungen und Verschiebungen des Erkenntnisfokus und Gegenstandsbereichs resultieren, über drei *Dimensionen* erfasst werden: eine bezogen auf die *materialen Erkenntnisgegenstände bzw. empirischen Objekte*, eine für die *methodischen Verfahren und Techniken* sowie eine hinsichtlich der *Modi wissenschaftlicher Praxis* – erweitert um die *Ebenen Korpusbildung, Kontext, Kritik* sowie *Expertise und Kompetenz* ergibt sich so eine *Matrix der Dimensionen und Problemfelder von Digitalisierungsprozessen für die historische Kommunikations- und Medienforschung* (siehe Schema 1):

- In der *materialen Dimension* basiert Kommunikations- und Mediengeschichte nunmehr zum einen auf der ex-post erfolgenden Umwandlung der Medialität traditioneller Quellen zu „digital reborn“-Quellen durch Digitalisierung, etwa im Rahmen von *Google Books* oder retro-

spektiver Zeitungsdigitalisierung (vgl. Manoff 2006; Nicholson 2013). Parallel entspringen der Digitalisierung „digital born“-Quellen als originäre Spuren und Resultate digitaler Medienkommunikation mit spezifisch digitaler Medialität (binär, flüchtig, multimodal und -medial), die in Punkto Form(at), Konstitution, Relevanz, Speicherung und Überlieferung die Quellenkritik und Praxis kommunikations- und medienhistorischer Forschung vor große Probleme stellen (vgl. Rosenzweig 2003; Patel 2011; Balbi 2011; Schwarzenegger 2012).

- In solchen Quellensituationen mit digitalen bzw. digitalisierten Quellen werden in der *methodischen Dimension* für die historische Kommunikations- und Medienforschung vermehrt digitale Forschungsstrategien und virtuelle Forschungsumgebungen relevant. Dies betrifft konkret die *Einbeziehung digitaler Methodenupdates*, so automatisierte oder (teil-) automatisierte Methoden der Inhalts- und Textanalyse (vgl. Scharkow 2013; Scheu, Vogelgesang & Scharkow 2018), sowie die *Inte-*

gration speziell digitaler Methodeninnovationen im Zusammenhang von „Digital Humanities“ und „Digital Social Research“ wie Verfahren, Techniken und Toolsets des „Distant Reading“ (Moretti 2013) oder der „Digital Methods“ (Rogers 2013).

- Schließlich werden in der *wissenschaftspraktischen Dimension* Modi und Praxen in der gesamten „wissenschaftlichen ‚Produktionskette‘“ (Gasteiner & Haber 2010, 11; weiter: Gross & Harmon 2016) digital moduliert bzw. transformiert: dies meint die Herausbildung von neuen Formen der *Kommunikation* (E-Mail, Skype) und *Kooperation* (soziale Wissenschaftsnetzwerke, Webinare, Workspaces) mit *einem starken kollaborativen Impact* ebenso wie neue Formen des *Lehrens und Lernens* (Blended Learning, Flipped Classroom) sowie neue *Veröffentlichungs- (Open Access) und Vermittlungsformen* (Database und Platform Histories, Digital Storytelling, Twistory) (vgl. Gasteiner & Haber 2010; Schmale 2010; Bernsen & Kerber 2017).

		DIMENSIONEN		
		Materialien	Methoden	Modi
PROBLEMFELDER	Korpusbildung	<ul style="list-style-type: none"> • Fragen der Stabilisierung ebenso fragilen wie fluiden Quellenmaterials • Fragen der Zugangs-sicherheit 	<ul style="list-style-type: none"> • Archivieren vs. Kuratieren • Duplikat und Kopie vs. Urtext • Knappheit vs. Überfluss • Relevanz vs. Redundanz 	<ul style="list-style-type: none"> • infrastruktureller und technischer Bias digitaler Forschungskontexte fundiert Erkenntnis-möglichkeiten massiv
	Kontext	<ul style="list-style-type: none"> • gesteigerte Heterogenität und Indexikalität von Quellen 	<ul style="list-style-type: none"> • gesteigerte Flexibilität von Zugang und Nutzung • Probleme der De- und Re-Kontextualisierung 	<ul style="list-style-type: none"> • ‚doppelte‘ digitale Entbettung von Forschungsgegenstand und Forschung
	Kritik	<ul style="list-style-type: none"> • Eigenschaften von Quellen verändern und verschieben sich 	<ul style="list-style-type: none"> • Probleme der Einschätzung und Einordnung sowie der Verwertung 	<ul style="list-style-type: none"> • Probleme der Speicherung und Überlieferung sowie der Validität und Reliabilität von Forschungsprozessen
	Expertise, Kompetenz	<ul style="list-style-type: none"> • neue strukturelle Erkenntnisdimensionen: Formen und Muster • Verbreiterung der Erkenntnishorizonte: komparativ und zeitlich 	<ul style="list-style-type: none"> • Methodeninnovationen und Pluralisierung methodischer Perspektiven • Triangulation von digitalen und hermeneutisch-verstehenden Methoden 	<ul style="list-style-type: none"> • digitales Setting von Forschungsprozessen • Strukturen kollaborativer Kommunikation und Kooperation in Forschung, Lehre und Vermittlung

Schema 1: Matrix der Dimensionen und Problemfelder von Digitalisierungsprozessen für die historische Kommunikations- und Medienforschung

Methoden historischer Kommunikations- und Medienforschung im digitalen Kontext

In methodischer Hinsicht fordern für uns die Erweiterungen und Verschiebungen des Erkenntnisfokus und Gegenstandsbereichs sowie die systematisierten Dimensionen und Problemfelder historischer Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Zeiten notwendig ein Nachdenken über historische Methoden. Einerseits wird kommunikations- und medienhistorische Forschung in ihren Modi mehr und mehr durch ein digitales Setting (Computer, Internet, Software) von Erkenntnisgewinnung und Forschungsprozessen geprägt. Zugleich hat sie es immer öfter mit datenintensiven Quellen zu tun – sei es, dass es sich dabei um digital geborene Onlinekommunikation oder mit Metadaten und OCR digitalisiert wiedergeborene Zeitungen handelt. Solche neuen Quellensituationen erfordern selbstredend angepasste Forschungsdesigns, methodische Verfahren und Strategien sowie quellenkritische Prozeduren, die der originären digitalen Granularität, Komplexität, Logik und Struktur der neuen Quellenressourcen angemessen sind (Borgman 2015).

Trotzdem vertreten wir nicht die Meinung, dass mit digitalen bzw. digitalisierten Quellen und den Potentialen und Verheißungen digitaler Methoden das etablierte, an den erkenntnistheoretischen Prinzipien verstehenden Erklärens und hermeneutischer Zirkel orientierte Methodenrepertoire (vgl. Arnold, Behmer & Semrad 2008; Simonson, Peck, Craig & Jackson 2013) überhaupt zur Disposition steht. „Historische Methoden“, so Rudolf Stöber (2016, 304), „folgen dem Mehrmethodendesign der Triangulation“ und so sehen wir die Herausforderung für kommunikations- und medienhistorische Methoden im digitalen Kontext insbesondere in der *Entwicklung von Forschungsstrategien, die sich an der Erkenntnisinteressen und Quellen adäquaten Integration, Kombination und Triangulation von digitalen und hermeneutisch-verstehenden Methoden ausrichten* – in ebenso kreativen wie innovativen hybriden „Mixed Methods“-Designs (Kuckartz 2014) also, die erkenntnisgeleitet digital oder digitalisiert vorliegende kommunikations- und medienhistorische Quellen erschließen und ihre digitale Medialität und Rahmung respektieren.

Verortet man die Diskussion kommunikations- und medienhistorischer Methoden im digitalen Kontext im breiteren interdisziplinären Diskurs von „Digital Humanities“ und „Digital History“ (vgl. Cohen & Rosenzweig 2005; Dougherty & Nawrotzki 2013; Weller 2013), so lassen sich im Umgang mit diesen Herausforderungen drei Typen des „Digital Historian“ beobachten. Selbst wenn diese Typen in der Realität nicht so klar voneinander zu trennen sind, so eignen sie sich doch, um qualitativ verschiedene Dimensionen an Herausforderungen in methodischer Hinsicht zu unterscheiden und zu fokussieren. Sehr anschaulich vermittelt der erste Typus des *Everyday-Digital Historian* einen Eindruck, wie weitreichend und wie tiefgreifend inzwischen der (historische) Forschungsalltag digital gerahmt und geprägt ist: „Praktisch der gesamte Arbeitsprozess („workflow“) ist vom Wandel betroffen, wenn auch unterschiedlich stark“ (Haber 2012; Gasteiner & Haber 2010). Eine Studie des US-amerikanischen Wissenschaftsberaters ITHAKA S+R zum digitalen Wandel historischer Forschungspraxis konstatierte schon 2012 entsprechend, dass wir praktisch alle sozusagen schon digitale HistorikerInnen sind:

„Even if the impact of computational analysis and other types of new research methods remains limited to a subset of historians, new research practices and communications mechanisms are being adopted widely, bringing with them both opportunities and challenges.“

(Rutner & Schonfeld 2012, 4)

Kritisch weist die Studie unterdessen darauf hin, so selbstverständlich wie HistorikerInnen heutzutage mit Suchmaschinen wie *Google* recherchieren und online zugängliche Quellenressourcen verwenden, so exklusiv und zum Teil naiv werden diese neuen Möglichkeiten des digitalen Suchens oftmals genutzt. Selten wird über die Funktionsweise von „Wissensmaschinen“ wie *Google* nachgedacht und stattdessen blind den Suchergebnissen vertraut (vgl. Haber 2012; Witten, Gori & Numerico 2007; Underwood 2014). Hier liegt (bezogen auf unser Feld) eine wichtige Herausforderung unserer Initiative, *Grundtechniken und Routinen von Digital Literacy* für die historische Kommunikations- und Medienforschung zu entfalten, die die technische Komplexität digitalen Recherchierens und die Medialität digitaler oder digitalisierter Quellen systematisch diskutieren – nicht zuletzt weil die Logiken digitaler Archi-

vierung und von Digitalisierung besondere Quellsituationen der Accessibility, Availability, Inequality und Usability generieren, die maßgeblich Erkenntnishorizonte und Forschungsstrategien fundieren.

In Erweiterung zum ersten Typus sucht und recherchiert der „self-declared“-Digital Historian (Graham, Milligan & Weingart 2016, 46) nicht bloß digital, sondern nutzt digitale Methoden und Software-Werkzeuge vor dem Hintergrund, dass viele Quellen zunehmend digital oder digitalisiert vorliegen, explizit als Instrumente für die Erhebung solcher Quellenressourcen und für Prozesse historischen Interpretierens und Verstehens. „The medium changes not only the message“, so Tony Weller (2013, 200) mit Bezug auf Marshall McLuhan, „but, for the historian, it can also change the interpretation.“ In diesem Sinne lässt sich digital betriebene Geschichtsschreibung nicht auf das digitale Modernisieren der historischen Werkzeugkiste reduzieren, sondern hinter dem Einsatz digitaler Methoden und Technologien steht zugleich die epistemologische Frage, welche neuen Perspektiven sie für historische Erkenntnis öffnen. Trotz viel Innovationsrhetorik, oft vertreten, stellt Huub Wijfjes (2017, 9) fest, ist dieser ForscherInnen- und Forschungstypus in der wissenschaftlichen Welt noch nicht:

„Looking at the practical results of digital history one should say that expectations about ‘a revolution’ should not be too high. Most historians still see the digital world just as a convenient place for fast and efficient browsing in the rich information sources available and not as a vital environment for historical analysis. [...] Still scarce are historians who seriously explore the possibilities of analysing digital historical data and integrate results in a broader historical debate.“

Versucht man Ursachen für diese Reserviertheit zu eruieren, dann wurzeln diese sicherlich darin, dass digitale Forschungsstrategien insgesamt noch recht jung und wenig elaboriert sind. So wirken die Beharrungskraft primärer wissenschaftlicher Methodensozialisation verbunden mit der Skepsis gegenüber den Erkenntnisleistungen digitaler Methoden, die komplexe fach- und fragespezifische, quasi-experimentelle Kalibration und Operationalisierung solcher Verfahren und die intellektuell erst einmal hohen Kosten, sich hierfür methodische Expertise und technische Kenntnisse

zu erwerben, als Vorbehalte ganz praktischer und wissenschaftssozialer Natur. *Kooperation, Teilen und wechselseitiges Vermitteln digitaler Methoden und Software-Werkzeuge* sind in dieser Weise zentrale Herausforderungen unserer Initiative und – wie wir es im Rahmen unserer Workshop-Reihe ganz praktisch umsetzen – wirksame Hebel, um diese Schwellen zu senken. Wichtiger noch ist, digitale Methoden mit historischem Leben zu füllen und *sichtbare Modell- und Pionierstudien* zu unternehmen, die im wissenschaftlichen Diskurs mit ihren Erkenntnis- und Forschungsleistungen überzeugen.

Viele Schnittmengen teilt schließlich der „self-declared“-Digital Historian mit dem „Programming Historian“ (Graham, Miligan & Weingart 2016, 58ff). William J. Turkel und Alan MacEachern (2008) haben diesen letzten Typus, intim vertraut mit den Technologien und Prozessen hinter den Kulissen digitaler Methoden und Software-Werkzeuge, mit einer ganz praktischen Intention eingeführt:

„We think that at least some historians really will need to learn how to program. [...] If you don't program, your research process will always be at the mercy of those who do. At this point you might object that some of your primary sources are not in digital form and won't be for the foreseeable future. We get this. We're not suggesting that historians no longer need to know how to use material sources in real archives. What we're suggesting is that the rest of your scholarly life has already gone digital. [...] Our goal is to introduce programming techniques that will be immediately useful in your work as a (digital) historian.“

Wie umfassend und tiefgehend HistorikerInnen schon heute und zukünftig über informatorische und Programmierkenntnisse verfügen sollten, darüber gehen die Meinungen, orientiert man sich an der im H/SOZ/KULT-Forum (2015) geführten Diskussion um die *Historischen Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung*, trotzdem weit auseinander. Zurecht wird dort gefordert, dass „Digitalisierung HistorikerInnen braucht, die sie beherrschen, nicht beherrscht“ (Rehbein 2015) – zugleich wird jedoch recht deutlich, dass eine solche Expertisierung weder nebenbei noch ohne konkrete Vorstellungen vom Umfang digitaler Kompetenzen funktioniert. Unsere Initiative vertritt hier die Position, die ohnehin schon hohen Schwellen digi-

taler Methoden nicht mit der weiteren Schwelle von Programmierkompetenz unnötig höher zu setzen, sondern vielmehr zu überlegen, wo im Forschungsprozess eigene informatorische Kenntnisse für die Konzeption und Operationalisierung digitaler Forschungen und Projekte erforderlich, wo neue interdisziplinäre Kooperationen in Richtung „Digital Humanities“ und „Information Science“ sinnvoll und wie diese in der Praxis umzusetzen sind. Seitens der HistorikerInnen sehen wir da die Bringschuld zunächst in Grundwissen von Datenmanagement und der Eigenlogiken digitaler Technologien und Prozesse. *Kenntnisse der Entstehung und Formierung von digitalen und digitalisierten Quellen sowie ihrer technischen Kontexte sind unabdingbare Voraussetzungen für digitale Quellenkritik und -praxis.* Zudem sind es HistorikerInnen, die mit solchen Quellenressourcen Forschungsfragen verbinden und Erkenntnisse gewinnen wollen, und entsprechend sollten sie sich nicht einfach aus dem ‚nur‘ technischen Teil ausklinken, sondern *in den gesamten digitalen Forschungsprozess involviert* sein und auf der Design-, Konzeptions- und Operationalisierungsebene in *kollaborativen Szenarien* gemeinsam mit InformatikerInnen die viel monierte „fehlende Passung“ (Wettlaufer 2016) digitaler Methoden herstellen und mit ihnen (programmier-) technische Lösungen für ihre Erkenntnis- und Forschungsprobleme entwickeln: „Digital History“, so Jon Olsen (2015),

„war von Anfang an ein Mannschaftssport und kein individueller Leistungssport – jedes Mitglied in der Mannschaft bringt eigene Fähigkeiten aufs Spielfeld. Gemeinsam kann das Team somit neue Fragen stellen, neue Methoden ausprobieren“

– und erkenntnisbezogen und quellenspezifisch *passgerechte digitale Forschungsstrategien und Verfahren elaborieren.*

Historische Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Quellensituationen

Wenn wir schließlich die schon öfter gestreiften neuen digitalen Quellensituationen vertiefen, vor denen die historische Kommunikations- und Medienforschung mit vermehrt dateninten-

siven, digital geborenen und digitalisiert wiedergeborenen Quellen steht, so ist generell zu sagen, dass diese als zunehmend fluid, labil und volatil zu charakterisieren sind. Neben die analogen und immer öfter retro-digitalisiert vorliegenden medialen Quellenressourcen treten die genuin digitalen Spuren und Überlieferungen digitaler Kommunikationsmedien und Medienkommunikation und beide Quellenreservoirs generieren jeweils ganz eigene und enorm herausforderungsreiche Problemkonstellationen für die Praxis kommunikations- und medienhistorischer Forschung.

Ein gravierendes Problem ist, dass diese neuen, digital gerahmten und kontextuierten Quellensituationen intermedial höchst heterogen und ungleich verteilt sind: Unter den Medien des Ensembles der klassischen Massenkommunikation (eine grobe Übersicht digitaler Ressourcen für die klassischen Massenmedien findet sich in Bösch 2016, 6ff) profitiert derzeit besonders die Presse von der digitalen Edition ihrer retro-digitalisierten Inhalte in ‚online‘ zugänglichen Datenbanken und Portalen, während Film, Fernsehen und Radio deutlich hinterherhinken und sogar vor einer Kommunikations- und Mediengeschichte „ohne Bild und Ton“ (Classen, Großmann & Kramp 2011; weiter: Kramp 2015) gewarnt wird. Dabei haben allen voran Fernsehen und Radio seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur verlässlichen Überlieferung ihres audiovisuellen Medienerbes beigetragen. Von öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, privatwirtschaftlichen Sendern und Produktionsgesellschaften wurden in unterschiedlichem Maße professionelle Strukturen geschaffen, um Programminhalte und korrespondierende Kontextdokumente zu bewahren und wiederzuverwenden. Vor allem wegen der Zwischenstellung dieser Überlieferungsstrukturen, zum einen sind sie aufgrund archivgesetzlicher Regelungen als eigenverantwortlich geführte archivalische Endstationen zuständig für das audiovisuelle Erbe, zum anderen sind sie als Produktionsarchive Dienstleister und Zulieferer des Sendebetriebs, dessen Geschäft die Produktion und Vermarktung audiovisueller Medieninhalte über unterschiedlichste und heute vielfach digitale Sendewege ist, hat sich über Jahrzehnte ein tiefer Konflikt zwischen der Produktionsorientierung der Sendeunternehmen und der Wahrnehmung kultureller und namentlich wissenschaftlicher Zwecke herausgeformt, der nicht zuletzt Resultat eines staatlicherseits weitgehend ignorierten und

unbestellten medien- und kulturpolitischen Regulierungsbedarfs ist:

„Es darf sehr wohl bezweifelt werden, dass eine [...] allein ins Ermessen der jeweiligen Produzenten gestellte Archivierung auf Dauer geeignet ist, das kulturelle Erbe von Hörfunk und Fernsehen auf nationaler Ebene angemessen zu sichern. Dies gilt umso mehr, als sich der Eindruck einer uneinheitlichen, vor allem an institutionellen Binnenlogiken orientierten oder gar zufälligen Praxis auf der für Wissenschaftler zentralen Ebene des Zugangs fortsetzt.“

(Classen, Großmann & Kramp 2011, 136)

Zwar entsteht im Spannungsfeld einer markt-konformen Distribution von Programmüberlieferungen im Wiederholungsbetrieb und über sendereigene Online-Mediatheken sowie eines eigenwilligen Publikums, das dann unter anderem auf Sharing-Plattformen im Social Web solche audiovisuellen Medieninhalte und vormals selten verfügbare Überlieferungsstücke wie Ansager, Werbespots oder Programmunterbrechungen sammelt, sichert und (ver-)teilt, so etwas wie eine originär digitale audiovisuelle Überlieferungskultur im Netz – für historische Kommunikations- und MedienforscherInnen kann diese nach den fragilen und fluiden Logiken, Praktiken und Trends des Netzes funktionierende Überlieferung jedoch in keiner Weise ein wirklicher Ersatz für eine professionell kuratierte und weitgehend digitale Zugänglichkeit und Überlieferung des Rundfunkerbes sein.

Paradoxerweise zeichnet sich gleichermaßen für die Quellsituation der Kommunikations- und Mediengeschichte digitaler Medienkommunikation und Medienkultur ein „Digital Dark Age“ ab – so die düstere Prophezeiung von Google's „Chief Internet Evangelist“ Vint Cerf (vgl. Wikipedia 2018). Größtes Risiko für die Überlieferung digitaler Medienkommunikation und ihrer Inhalte ist die hohe Innovationsdichte der Digitalisierung und die technische Labilität und Obsoleszenz digitaler Medienumgebungen. Schon frühzeitig stellte Knut Hieckethier (2003, 358) in diesem Sinne „die Frage der Weiterexistenz von Mediengeschichtsschreibung überhaupt, wenn deren Material immer flüchtiger wird.“ Selbst wenn zum Beispiel im Falle sozialer Medien ihre Inhalte als Quellen sicher nicht ausreichen und die einzige Quellenressource sein sollten, wird man doch nicht ohne sie auskommen, um diese prägende Facette der Kommunikations- und Medienge-

schichte unserer Gegenwart und die mediale Originalität und Spezifik dieser digitalen Kommunikationsform und ihrer sozialen Kontexte (einmal) historisch zu rekonstruieren:

„Social media as a narrativized and narrativizing form are essential to understand communication, consumerism, and globalization. [...] Social media provide a complex source of historical insight that represents many dichotomies. These sources are authored by individuals, but regulated by elites; they are used for political articulation, but are part of a larger movement; social media use a new form of communication, yet rely on standard communication practices; social media are new media, but retain old media qualities.“

(Myers & Hamilton 2014, 440)

Übergreifend strukturiert werden digitale Quellsituationen und die Überlieferung medialer Kommunikation in digitalen Medienumgebungen durch fünf Entwicklungstendenzen von Digitalisierung und digitalen Medienwandel (vgl. Hepp & Hasebrink 2018; siehe Schema 2): Mit dem rasanten Innovationstempo der Digitalisierung, der wachsenden Relevanz von digitalen Daten, Technologien und Prozessen sowie der zunehmenden Menge und Vielfalt digitaler Kommunikationsmedien werden herkömmliche Institutionen, Infrastrukturen, Ressourcen, Routinen und Standards der Überlieferung insbesondere hinsichtlich der langfristig nutzbaren, ‚sicheren‘ Konservierung medialer Kommunikation massiv verunsichert; speziell digitale Medienkommunikation und ihre immanente Konnektivität und Kontextualität verlangen neue kooperative bzw. spezialisierte Sammlungs- und Sicherungsstrategien; schließlich steht die Omnipräsenz der Nutzung digitaler Medien immer öfter im Widerspruch zu restriktiven Zugangswegen. So war es zwar scheinbar niemals einfacher und komfortabler, mediale Inhalte und Ressourcen digital als Quellen zu sammeln, zu sichten, zu speichern und vorzuführen – nichtsdestotrotz setzen in der Praxis weitgehend unübersichtliche und institutionell, technisch, urheberrechtlich wie unternehmerisch vordefinierte Bedingungen und Konditionen für die historische Kommunikations- und Medienforschung einen komplexen Bias von Überlieferung und Verfügbarkeit.

Momentan sind unter diesen Voraussetzungen vornehmlich die Zuständigkeiten und Strategien für die Sammlung und nachhaltige Sicherung und

TRENDS	INNOVATIONS-TEMPO	DATAFI-ZIERUNG	DIFFEREN-ZIERUNG	KONNEKTI-VITÄT	OMNI-PRÄSENZ
MERKMALE	<ul style="list-style-type: none"> • Einführung neuer digitaler Kommunikationsmedien in immer kürzeren Zeitabständen 	<ul style="list-style-type: none"> • wachsende Relevanz digitaler Daten im gesellschaftlichen Leben 	<ul style="list-style-type: none"> • zunehmende Vielfalt digitaler Kommunikationsmedien 	<ul style="list-style-type: none"> • digitaler Medienkommunikation mit Individuen, Kollektiven und Organisationen 	<ul style="list-style-type: none"> • digitaler Medienkommunikation
IMPLIKATIONEN	<ul style="list-style-type: none"> • flexible und offene Gestaltung technischer Infrastrukturen und Standards 	<ul style="list-style-type: none"> • erweiterte Erfordernisse an Metadaten-Erstellung und Quellen-Katalogisierung 	<ul style="list-style-type: none"> • flexible Integration neuer Ressourcen • Spezialisierung der Überlieferung 	<ul style="list-style-type: none"> • kooperative und spezialisierte Sammlungs- und Sicherungsstrategien 	<ul style="list-style-type: none"> • offene Zugangswege

Schema 2: Implikationen von Digitalisierung und digitalem Medienwandel für die Überlieferung medialer Kommunikation in digitalen Quellsituationen

Überlieferung der immensen Menge und medialen Vielfalt multimodaler Medieninhalte vom Podcast bis zum Tweet in Internet und WWW nicht einmal umstritten, sondern schlichtweg unklar. Statt den traditionellen Institutionen der Überlieferung medialer Kommunikation sind es sogar immer wieder stark selektive Einzelinitiativen, die sich engagieren, digitale mediale Inhalte und Ressourcen zu sammeln. Eine Konstante im Umfang des gemeinnützigen *Internet Archive*, das seit Mitte der 1990er-Jahre mit der *Wayback Machine* Momentaufnahmen von Webseiten speichert, gibt es für weitere digitale Quellenressourcen jedoch nicht. Ein 2006 gestarteter Versuch seitens der US-amerikanischen *Library of Congress*, sämtliche öffentlichen Tweets des Kurznachrichtendienstes *Twitter* zu sichern, wurde nun Ende 2017 eingestellt (Chokshi 2017). Umgekehrt sind die von *Twitter* selbst offerierten offenen und kommerziellen Zugriffsmöglichkeiten hoch problematisch – vor allem funktionieren die Schnittstellen weitgehend intransparent:

„Wissenschaftler arbeiten streng genommen mit einer Black Box, die nach Aufforderung Daten ausgibt. Wie diese Daten ausgewählt wurden und inwieweit diese dem tatsächlichen Datenvolumen entsprechen, bleibt unbekannt.“ (Pfaffenberger 2018, 61)

Exemplarisch wird hier sehr deutlich, dass digitale Medienumgebungen und die Spuren und Resultate digitaler Medienkommunikation die histo-

rische Kommunikations- und Medienforschung mit ihren noch vorwiegend konventionellen Praktiken und Routinen der Interpretation und Kritik von Quellen vor die große Herausforderung stellen, korrespondierend zur *Digital Literacy spezifische Kriterien, Kompetenzen und Prozeduren von Digital Source Critics für digitale Quellenressourcen* zu entwerfen.

Schlussendlich zeigen unsere Schlaglichter, dass *digitale Quellsituationen* historische Kommunikations- und MedienforscherInnen nicht nur vor *komplexe Herausforderungen im forschungspraktischen Management digitaler und digitalisierter Quellenressourcen* stellen, sondern dass sie ebenso gefordert sind, sich viel mehr *forschungspolitisch* in den Diskurs mit Initiativen und Institutionen der medialen Überlieferung einzubringen und in diesen Kontexten die dezidiert *wissenschaftlichen Interessen der kommunikations- und medienhistorischen Forschung in der Konzeption und Umsetzung digitaler Sammlungsstrategien und Zugangswege zu digitalen Quellsituationen und Portalen* zu vertreten, um die vielen Schwachstellen und Probleme in der digitalen und digitalisierten Medienüberlieferung systematisch zu eruieren und wo möglich zu reduzieren.

Conclusio

Fasst man unsere Überlegungen zusammen, so hat es die historische Kommunikations- und Me-

dienforschung im digitalen Zeitalter, folgt man einem Gedanken von Mike Savage und Roger Burrows (2007), im Angesicht der Digitalisierung insgesamt mit den hochkomplexen und sehr vielschichtigen Herausforderungen einer doppelten Entbettung sowohl ihrer Forschungsgegenstände als Phänomene und Quellen wie der Grundlagen, Methoden und Routinen ihrer Forschungspraxis zu tun. Vor allem mag so ganz und gar nicht der Eindruck entstehen, dass mit digitalen Ressourcen und Zugangswegen automatisch der Zugang zu Medien und ihren Inhalten als Quellen kommunikations- und medienhistorischer Forschung einfacher, leichter und schneller ist und es künftig vollkommen reicht, wenn man das Steuerpult des Computers richtig bedient. Für keines der kommunikations- und medienhistorischen Forschungsfelder und keines der diskutierten Problemfelder kann gesagt werden, dass mit Digitalisierung, Internet und WWW die Infrastruktur der digitalen Zukunft der Kommunikations- und Mediengeschichte im Grunde bereits fertig ist und eigentlich nur noch auf uns historische Kommunikations- und MedienforscherInnen wartet. Statt des Bildes des „Zeitmaschinenisten“ (Haffner 2016) beschreibt im Moment wohl viel eher das des „Garagenbastlers“ (Loescher 2017) die Forschungspraxis digital engagierter Kommunikations- und MedienhistorikerInnen.

So treffend die Sozialfigur des „Garagenbastlers“ scheint, um darauf hinzuweisen, dass praktische Erfahrungen, Expertise und Kompetenzen in neuen, digital ermöglichten Forschungsumgebungen und Quellensituationen und in der Entwicklung und Integration speziell kommunikations- und medienhistorisch justierter digitaler Methoden und Software-Werkzeuge kurz- und mittelfristig noch vielfach von Fall zu Fall quasi ‚maßgeschneidert‘ operationalisiert und je nach Forschungsfrage und Quellenressource experimentell und testend gewonnen werden müssen,

so sehr offenbaren die vorliegenden Erfahrungen in den in diesen Fragen weiter fortgeschrittenen Feldern von „Digital Humanities“ und „Digital History“, dass die „Figur des Digital Humanist“ angesichts der Komplexität und Vielfalt der Herausforderungen digitaler Forschungskontexte nicht bloß „illusorisch“ (Lemke & Stulpe 2015, 77), sondern forschungsökonomisch und -praktisch wenig sinnvoll ist. Vielmehr implizieren die verschiedenen, cursorisch diskutierten und konturierten Problemfelder neben epistemologischen und methodischen Herausforderungen im praktischen Umgang mit digitalen Infrastrukturen, Methoden und Quellensituationen zugleich eine große soziale Herausforderung für ein Forschungsfeld, das sich gemeinhin eher durch EinzelforscherInnen und -forschung auszeichnet. In unterschiedlicher Weise verlangt historische Kommunikations- und Medienforschung in digitalen Zeiten dringend nach neuen, über die Geistes- und Sozialwissenschaften hinausgehenden interdisziplinären Kooperationen, so in Richtung Informatik oder Linguistik, und nach vermehrt kollaborativen Szenarien des gemeinsamen Forschens, des Teilens von Expertise und Methodenkompetenz sowie gemeinschaftlichen Strategien im Management und im Umgang mit digitalen und digitalisierten Quellenressourcen und birgt so ganz im Sinne der oben schon zitierten Wendung von Jon Olson (2015) durchaus das Potential, die stark individualisierte kommunikations- und medienhistorische Forschungskultur insgesamt etwas zu verändern und ein wenig öfter als eine „Mannschaft“ zu spielen, für die jedes Mannschaftsmitglied seine individuellen Fähigkeiten ins Spiel mitbringt. Nicht zuletzt würde ein solches Mannschaftsspiel der kommunikations- und medienhistorischen ForscherInnengemeinschaft zukünftig im innerfachlichen wie im interdisziplinären Zusammenhang wieder mehr Gesicht, Stimme und Relevanz verleihen.

Bibliographie

- Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, K. (Hg.) (2008). *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin.
- Balbi, G. (2011). Doing Media History in 2050. In: *Westminster Papers in Communication and Culture*, 8 (2), S. 133-157.
- Balbi, G. & Magaouda, P. (2018). *A History of Digital Media. An Intermedia and Global Perspective*. London.
- Bernsen, D. & Kerber U. (Hg.) (2017). *Praxishandbuch Historisches Lernen und Medienbildung im digitalen Zeitalter*. Opladen, Berlin, Toronto.
- Birkner, T. & Schwarzenegger C. (2016). Konjunkturen, Kontexte, Kontinuitäten. Eine Programmatik für die Kommunikationsgeschichte im digitalen Zeitalter. In: *medien & zeit*, 31 (3), S. 5-16.
- Bösch, F. (2011). *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*. Frankfurt am Main, New York.
- Bösch, F. (2016). Mediengeschichte. Archive und Online-Ressourcen für die Forschung. In: Busse, L., Enderle, W., Hohls, R., Horstkemper, G., Meyer, T., Prellwitz, J. & Schuhmann, A. (Hg.), *Clio Guide – Ein Handbuch zu digitalen Ressourcen für die Geschichtswissenschaften*. Berlin 2016, S. [E.4] 1-18.
- Bösch, F. (2017). Medienumbrüche und politische Zäsuren im 20. Jahrhundert. In: Sabrow, M. & Weiß, P. U. (Hg.), *Das 20. Jahrhundert vermessen. Signaturen eines vergangenen Zeitalters*. Göttingen, S. 179-198.
- Borgman, C. L. (2015). *Big Data, Little Data, No Data. Scholarship in the Networked World*. Cambridge, London.
- Bunz, M. (2008). *Vom Speicher zum Verteiler. Die Geschichte des Internet*. Berlin.
- Chokshi, N. (27.12.2017). The Library of Congress No Longer Wants All the Tweets. In: *The New York Times Online*. Abgerufen von <https://www.nytimes.com/2017/12/27/technology/library-congress-tweets.html>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Classen, C., Großmann, T. & Kramp, L. (2011). Zeitgeschichte ohne Bild und Ton? Probleme der Rundfunk-Überlieferung und die Initiative „Audiovisuelles Erbe“. In: *Zeithistorische Forschungen*, 8 (1), S. 130-140.
- Cohen, D. J. & Rosenzweig, R. (2005). *Digital History. A Guide to Gathering, Preserving, and Presenting the Past on the Web*. Philadelphia.
- Couldry, N. & Hepp, A. (2017). *The Mediated Construction of Reality*. Cambridge, Malden.
- Danyel, J. (2012). Zeitgeschichte der Informationsgesellschaft. In: *Zeithistorische Forschungen*, 9 (2), S. 186-211.
- Dougherty, J. & Nawrotzki, K. (Hg.) (2013). *Writing History in the Digital Age*. Ann Arbor.
- Gasteiner, M. & Haber, P. (Hg.) (2010). *Digitale Arbeitstechniken für Geistes- und Kulturwissenschaften*. Wien, Köln, Weimar.
- Graham, S., Milligan, I. & Weingart, S. (2016). *Exploring Big Historical Data. The Historian's Macroscopic*. London.
- Gross, A. G. & Harmon, J. E. (Hg.) (2016). *The Internet Revolution in the Sciences and Humanities*. Oxford.
- Haber, P. (2012). Zeitgeschichte und Digital Humanities. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*. Abgerufen von http://zeitgeschichte-digital.de/doks/files/269/docupedia_haber_digital_humanities_v1_2012.pdf, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Haffner, U. (27.5.2016). Der Irrtum der Zeitmaschinisten. In: *Neue Zürcher Zeitung Online*. Abgerufen von <https://www.nzz.ch/feuilleton/zeitgeschehen/digital-history-historiografie-des-zeitpfeils-ld.85000>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Hepp, A. (2016). Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In: *Publizistik*, 61 (3), S. 225-246.
- Hepp, A. & Hasebrink, U. (2018). Researching Transforming Communications in Times of Deep Mediatization. A Figurational Approach. In: Hepp, A., Breiter, A. & Hasebrink, U. (Hg.), *Communicative Figurations. Transforming Communications in Times of Deep Mediatization*. Basingstoke, S. 15-48.
- Hickethier, K. (2003). *Einführung in die Medienwissenschaft*. Stuttgart.

- H/Soz/Kult-Forum (2015). *Historische Grundwissenschaften und die digitale Herausforderung*. Abgerufen von <http://www.hsozkult.de/text/id/texte-2890>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Kramp, L. (2015). Zur Situation der Rundfunkarchivierung in Deutschland. In: *Rundfunk und Geschichte*, (41) 3-4, S. 11-24.
- Kuckartz, U. (2014). *Mixed Methods. Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Wiesbaden.
- Lemke, M. & Stulpe A. (2015). Text und soziale Wirklichkeit. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, (43) 1, S. 52-83.
- Loescher, J. (1.5.2017). Garagenbastler der Geisteswissenschaften. In: *Der Tagesspiegel Online*. Abgerufen von <https://www.tagesspiegel.de/wissen/digital-humanities-garagenbastler-der-geisteswissenschaften/19721710.html>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Lunt, P. & Livingstone, S. (2016). Is 'Mediatization' the New Paradigm for our Field? In: *Media, Culture & Society*, 38 (3), S. 462-470.
- Maireder, A., Ausserhofer, J., Schumann, C. & Taddicken, M. (Hg.) (2015). *Digitale Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Berlin.
- Manoff, M. (2006). The Materiality of Digital Collections. Theoretical and Historical Perspectives. In: *Portal. Libraries and the Academy*, 6 (3), S. 311-325.
- Moretti, F. (2013). *Distant Reading*. London, New York.
- Myers, C. & Hamilton, J. F. (2014). Social Media as Primary Source. The Narrativization of Twenty-First-Century Social Movements. In: *Media History*, (20) 4, S. 431-444.
- Nicholson, B. (2013). The Digital Turn. Exploring the Methodological Possibilities of Digital Newspaper Archives. In: *Media History*, (19) 1, S. 59-73.
- Olsen, J. (2015). *Digital History als Mannschaftssport*. Abgerufen von <http://www.hsozkult.de/text/id/texte-2894>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Park, D. W., Jankowski, N. W. & Jones, S. (Hg.) (2011). *The Long History of New Media. Technology, Historiography, and Contextualizing Newness*. New York.
- Patel, K. K. (2011). Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 59 (3), S. 331-335.
- Pfaffenberger, F. (2018). What you tweet is what you get? Zum wissenschaftlichen Nutzen von Twitter-Daten. In: *Publizistik*, 63 (1), S. 53-72.
- Rehbein, M. (2015). *Digitalisierung braucht HistorikerInnen, die sie beherrschen, nicht beherrscht*. Abgerufen von <http://www.hsozkult.de/text/id/texte-2905>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Rödter, A. (2015). *21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart*. München.
- Rogers, R. (2013). *Digital Methods*. Cambridge.
- Rosenzweig, R. (2003). Scarcity or Abundance? Preserving the Past in a Digital Era. In: *American Historical Review*, 108 (3), S. 735-762.
- Rutner, J. & Schonfeld, R. C. (2012). *Supporting the Changing Research Practices of Historians*. Abgerufen von <http://www.sr.ithaka.org/wp-content/uploads/2015/08/supporting-the-changing-research-practices-of-historians.pdf>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Savage, M. & Burrows, R. (2007). The Coming Crisis of Empirical Sociology. In: *Sociology*, 41 (5), S. 885-899.
- Scharkow, M. (2013). Automatische Inhaltsanalyse. In: Möhring, W. & Schlütz, D. (Hg.), *Handbuch standardisierte Erhebungsmethoden der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, S. 289-306.
- Scheu, A., Vogelgesang, J. & Scharkow, M. (2018). Qualitative Textanalyse. Blaupause und Potentiale (teil-)automatisierter Verfahren. In: Scheu, A. (Hg.), *Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, S. 309-322.
- Schmale, W. (2010). *Digitale Geschichtswissenschaft*. Wien Köln, Weimar.
- Schwarzenegger, C. (2012). Exploring Digital Yesterdays. Reflections on New Media and the Future of Communication History. In: *Historical Social Research*, 37 (4), S. 118-133.
- Simonson, P., Peck, J., Craig, R. T. & Jackson, J. P. (Hg.). (2013). *The Handbook of Communication History*. New York, London.
- Stöber, R. (2016). Historische Methoden in der Kommunikationswissenschaft. Die Standards einer Triangulation. In: Averbeck-Lietz, S. & Meyen, M. (Hg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, S. 303-318.

- Strippel, C., Bock, A., Katzenbach, C., Mahrt, M., Merten, L., Nuernbergk, C., Pentzold, C., Puschmann, C. & Waldherr, A. (2018). Die Zukunft der Kommunikationswissenschaft ist schon da, sie ist nur ungleich verteilt. Eine Kollektivreplik. In: *Publizistik*, 63 (1), S. 11-27.
- Stuetzer, C. M., Welker, M. & Egger, M. (Hg.) (2018). *Computational Social Science in the Age of Big Data. Concepts, Methodologies, Tools, and Applications*. Köln.
- Turkel, W. J. & MacEachern, A. (2008). *The Programming Historian. An Open-Access Introduction*. Abgerufen von <http://niche-canada.org/wp-content/uploads/2013/09/programming-historian-1.pdf>, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Underwood, T. (2014). Theorizing Research Practices We Forgot to Theorize Twenty Years Ago. In: *Representations*, 127 (1), S. 64-72.
- Weller, T. (Hg.) (2013). *History in the Digital Age*. London.
- Wettlaufer, J. (2016). Neue Erkenntnis durch digitalisierte Geschichtswissenschaft(en)? Zur hermeneutischen Reichweite aktueller digitaler Methoden in informationszentrierten Fächern. In: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, DOI: 10.17175/2016_011.
- Wijffes, H. (2017). Digital Humanities and Media History. A Challenge for Historical Newspaper Research. In: *Tijdschrift voor Mediageschiedenis*, 20 (1), S. 4-24.
- Wikipedia (2018). *Digital Dark Age*. Abgerufen von https://en.wikipedia.org/wiki/Digital_dark_age, Zugriff am 31. Mai 2018.
- Wilke, J. (2000). *Grundzüge der Kommunikations- und Mediengeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien.
- Witten, I. H., Gori, M. & Numerico, T. (2007). *Web Dragons. Inside the Myths of Search Engine Technology*. San Francisco.

Erik KOENEN

Dr. phil., Magister Artium (Soziologie, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Germanistik), ist seit April 2018 an der Universität Bremen Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Postdoc) im DFG-Projekt „Transnationale Kommunikationsgeschichte des Völkerbundes in der Zwischenkriegszeit (1920-1938)“ und Mitglied des Zentrums für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen. Forschungsschwerpunkte: Digitale Methoden in kommunikations- und medienhistorischen Kontexten, Geschichte des internationalen Konferenzjournalismus, Kommunikationsgeschichte und Politische Kommunikation Internationaler Organisationen. Sprecher (Postdoc) des Nachwuchsforums „Kommunikationsgeschichte“ NaKoge und Mitbegründer der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“.

Christian SCHWARZENEGGER

Dr., ist seit 2017 Akademischer Rat a. Z. am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation an der Universität Augsburg. Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie in Wien. Promotion mit einer Studie über „Transnationale Lebenswelten und Europa als Kommunikationsraum“. 2010-2012 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft der RWTH Aachen und seit 2012 am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation der Universität Augsburg. Co-Sprecher der Fachgruppe „Kommunikationsgeschichte“ der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Vice-Chair der ECREA Communication History Section. Forschungsschwerpunkte: Historische Kommunikationsforschung, Medienwandel, Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung, Mediennutzung und kommunikative Praktiken im Alltag. Mitbegründer der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“.

Lisa BOLZ

ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Paris-Sorbonne. Studium der Kommunikationswissenschaft, Wissenschaftsgeschichte und Transcultural Studies in Münster, Rom, Heidelberg, Berlin und Paris. Seit 2014 Doktorandin an den Universitäten Paris-Sorbonne und Münster mit einem Promotionsvorhaben zum „Journalistischen Format der telegraphischen Agenturdepesche und internationalen Nachrichtenflüssen im 19. Jahrhundert“. 2014-2017 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Institut Paris und Lehrbeauftragte an den Universitäten Angers und Paris-Sorbonne sowie im Herbst 2017 Visiting Research Fellow am Department of Communication der Stanford University. Forschungsschwerpunkte: Kommunikations- und Pressegeschichte, Journalismusforschung, Internationale Kommunikation.

Peter GENTZEL

Dr., ist seit 2016 Akademischer Rat a. Z. am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation an der Universität Augsburg und war zuvor Akademischer Rat a. Z., Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an den Universitäten Leipzig, Erfurt, Lüneburg und Ilmenau. Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie in Leipzig. Promotion zum Thema „Praxistheorie und Mediatisierung. Grundlagen, Perspektiven und eine Kulturgeschichte der Mobilkommunikation“ an der Universität Erfurt. Forschungsschwerpunkte: Wandel von Kommunikations- und Medientheorien, Methoden dezentrierter Medienanalysen, Kommunikations- und Medienanalysen im interdisziplinären Kontext, Kommunikations- und Mediengeschichte, Kritische Analyse materieller Kommunikations- und Medienkultur in Gegenwart und Zukunft.

Leif KRAMP

Dr. phil., ist seit 2011 Senior Researcher und Forschungskordinator am Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen. Promotion mit einer Studie zur „Relevanz des Fernsehens als Faktor gesellschaftlicher Erinnerung sowie zu Strategien der Fernseherbe-Verwaltung in Deutschland und Nordamerika“. Gründungsmitglied der Initiative „Audiovisuelles Erbe“ unter Federführung des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam. Gründungsvorstand des Vereins für Medien- und Journalismuskritik e.V., Mitglied des Direktoriums des journalistischen Nachwuchsförderprogramms VOCER Innovation Medialab, der Nominierungskommission des Grimme Online Awards 2018, der Jury des NETZWENDE Awards für nachhaltige Innovationen im Journalismus und der Jury der Initiative Nachrichtenaufklärung e.V. Zahlreiche Fachbücher und Studien zur Geschichte der Medien und ihres (digitalen) Wandels.

Christian PENTZOLD

Dr. phil. habil., ist seit 2016 Juniorprofessor für Kommunikations- und Medienwissenschaft mit dem Schwerpunkt Mediengesellschaft am Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Bremen und Mitglied des Zentrums für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen. Studium der Medien- und Kommunikationswissenschaft und Film & Media Studies an der TU Chemnitz und der University of Stirling. Von der Studienstiftung des deutschen Volkes geförderte Promotion zu „Institutionen und Praktiken internetbasierter Kooperation am Fall der deutsch- und englischsprachigen Wikipedia“. Seit 2012 Assoziierter Forscher am Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft Berlin und im Frühjahr 2018 Humboldt Scholar an der Hebrew University in Jerusalem. Forschungsschwerpunkte: Internetbasierte Kommunikation und Kooperation, Digitale Medientechnologien, Qualitative Methoden der Medien- und Kommunikationsforschung, Theorien medialer Praxis und Alltagskultur.

Christina SANKO

Magistra Artium, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Bremen und Mitglied des Zentrums für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen. Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft und Anglistik an der Universität Leipzig und der Ohio University. Promoviert zum Thema „Kommunikative Konstruktion von Erinnerungskulturen im städtischen Alltag Vietnams“. Im Herbst 2017 Gastwissenschaftlerin am Institute for Media and Cultural Studies der University of California Riverside. Forschungsschwerpunkte: Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung, Kommunikationsgeschichte, Inter- und transkulturelle Kommunikation. Sprecherin (DoktorandInnen) des Nachwuchsforums „Kommunikationsgeschichte“ NaKoge.

„Zeitungs Lust und Nutz“ im digitalen Zeitalter

Partizipative Ansätze zur Erschließung historischer Ausgaben der *Wiener Zeitung*

Claudia Resch
Österreichische Akademie der Wissenschaften

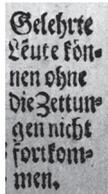
Abstract

Das *Wien(n)erische Diarium* (heute: *Wiener Zeitung*) liegt seit seiner Gründung 1703 als Quellenbestand geschlossen vor. An seiner Nutzung in einer digitalen Umgebung besteht großes wissenschaftliches Interesse, das aus mehreren geisteswissenschaftlichen Disziplinen hervorgeht: u.a. aus der Mediengeschichte, Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Literaturwissenschaft, Zeremonialforschung, Namenforschung oder der historischen Linguistik. Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die Vorstellung eines Projekts, das sich mit der digitalen Erschließung dieses wertvollen Datenschatzes beschäftigt und für das 18. Jahrhundert eine repräsentative Sammlung von verlässlichen Volltexten erarbeitet. Das Vorhaben erprobt dabei auch partizipative, digitale Methoden und lädt Forschende dazu ein, ihr Fachwissen über die Texte bei deren Erschließung einzubringen. Zukünftige NutzerInnen sind daher frühzeitig in den von Beginn an interdisziplinär und kollaborativ angelegten Erschließungsprozess involviert – darin besteht die Herausforderung, aber auch die Innovation dieses Vorhabens.

Gelehrte Leute können ohne die Zeitungen nicht fortkommen.

„Gelehrte Leute können ohne die Zeitungen nicht fortkommen“, stellte Caspar von Stieler in seinem Werk „Zeitungs Lust und Nutz“¹ zu Ende des 17. Jahrhunderts fest, als die damals noch recht junge periodische Nachrichtenpresse den Markt eroberte. In den Jahren und Jahrzehnten darauf galten sowohl der Informationswert als auch der Quellenwert von Presseprodukten als umstritten. Auf die Sammlung und Erschließung von historischen Zeitungen wirkte sich das insofern nachteilig aus, als dass sie von Bibliotheken und Archiven selten aufbewahrt, sondern eher makuliert wurden. In einem Bericht zur Erschließung österreichischer Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts beklagte Wolfgang Duchkowitz (1980, 56) zu Recht, dass

„diese Druckgattung von Bibliothekaren, Bibliophilen und Bibliographen nicht



dieselbe Zuwendung und Wertschätzung wie handschriftliche Dokumente, Inkunabeln und Frühdrucke erfahren“

hätte, und formulierte gleichzeitig seine „Vorstellungen für den Soll-Zustand“, worin das systematische Sammeln und Sichten zur Erschließung dieses zu Unrecht vernachlässigten Bibliotheksgutes vorausgesetzt wird.

Heute steht der Quellenwert historischer Zeitungen für die Forschung gänzlich außer Streit und wissenschaftliche Disziplinen wenden sich der Nachrichtenpresse vergangener Jahrhunderte mit Interesse zu, um diese punktuell oder komplementär zu anderen Quellen zu befragen – etwa die Kunstgeschichte, Musikgeschichte oder Literaturwissenschaft, die familiengeschichtliche Forschung, die Namenforschung, die Politikwissenschaft und Wirtschaftsgeschichte beziehungsweise in den letzten Jahren besonders auch die historische Linguistik, denn aus sprachhistorischer Sicht sind Zeitungen bislang noch kaum erforscht: „Der Beitrag der Zeitungsschreiber

¹ Die kursiv gesetzten Original-Zitate in den nun folgenden Kapitelüberschriften sind Caspar von Stielers „Zeitungs Lust und Nutz“ (Ausgabe Hamburg 1695) entnommen.

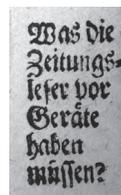
zur Entwicklung der deutschen Sprache ist noch kaum gewürdigt und schwer zu überschätzen.“ (Bauer & Böning 2011, x) Auch aus der Perspektive der Mediengeschichte zeigen sich historische Zeitungen als interessanter Forschungsgegenstand, wobei der Entwicklung und Erweiterung von Textsorten im diachronen Verlauf bislang ebenfalls noch wenig Beachtung geschenkt worden ist (Schuster & Wille 2016, 7).

Da die Nachfrage an gut erschlossenen Zeitungsbeständen groß ist, setzen sich sowohl Bibliotheken und Archive als auch Forschungseinrichtungen damit auseinander, wie die Transformation von historischen Zeitungsbeständen in digitale Formate gelingen könne. Internationale Vernetzungsinitiativen machen nicht nur auf Herausforderungen der Erschließung historischer Zeitungen aufmerksam, sondern arbeiten derzeit intensiv an der Entwicklung von technischen Tools, nachhaltigen Strategien und gemeinsamen internationalen Standards², die für deren digitale Aufbereitung gelten sollen.

Das Zeitungsprojekt, über das nachfolgend berichtet wird, geht aus einer Digitalisierungsinitiative³ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) hervor und wird derzeit am Austrian Centre for Digital Humanities (ACDH) durchgeführt. Es ist das Ziel dieses Vorhabens, das in Wien gegründete *Wien(n)erische Diarium* bzw. die *Wiener Zeitung* auszugswise in computerlesbaren, verlässlichen Volltext zu transformieren. Im Kern des Projekts sind PhilologInnen und HistorikerInnen tätig, die bei der Modellierung von Daten und der Erstellung

digitaler Editionen über besondere Expertise und jahrelange Erfahrung verfügen. Bei der inhaltlichen Erschließung dieses sehr umfangreichen Zeitungsbestandes sollen u.a. auch partizipative Ansätze zum Einsatz kommen: Wie dieser Datenschatz aufbereitet, angereichert und dargestellt werden könnte, wird kollaborativ mit all jenen diskutiert und erprobt, die ein exploratives Interesse an den historischen Ausgaben der Zeitung haben.

Zum Stand der Digitalisierung: Was die Zeitungsleser vor Geräte haben müssen?



Das *Wien(n)erische Diarium*, erstmals im August 1703 erschienen, ist als *Wiener Zeitung* bis heute erhältlich. Die womöglich älteste, noch existierende Tageszeitung der Welt blickt auf eine mehr als 300-jährige Geschichte zurück.⁴ Erstaunlich ist, dass sie seit ihrer Gründung als Quellenbestand geschlossen vorliegt, woraus sich ihre zentrale Bedeutung für die bereits oben erwähnten geisteswissenschaftlichen Disziplinen erklärt. Laut Angaben der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB) umfassen die (zum Teil gebundenen) Exemplare mehr als 1,3 Millionen Seiten. Sie alle wurden nach und nach mikroverfilmt⁵ und können von BesucherInnen der Bibliothek auf leicht zu bedienenden Lesegeräten eingesehen werden – „die Zukunft gehört aber unanfechtbar der digitalen Aufbereitung“ (Rachinger 2003, 53), hatte die Gene-

² Bei der diesjährigen Jahreskonferenz der „Text Encoding Initiative“ ist etwa eine „Special Interest Group Newspapers“ zur digitalen Erschließung von Zeitungen begründet worden, um einen Standard zur Kodierung von Zeitungen zu entwickeln. Weitere Konferenzen mit Themen wie „Working with Digital Collections of Newspapers“ (2016 in Leuven) oder „Transatlantic Digitised Newspaper Symposium“ (2017 in London) sowie Workshops wie „Hacking the News – From digitised newspapers to the archived-web“ (2018 in Helsinki) dokumentieren, dass die digitale Erschließung von Zeitungen derzeit auch international gesehen eines der spannendsten Themen in den Digital Humanities ist.

³ Mit der Ausschreibung „goldigital“ rief die ÖAW all jene Projekte zur Bewerbung auf, „die innovative wissenschaftliche Fragestellungen mit breiter Materialbasis und technischem Know-how verbinden, klare Ziele definieren und einen digitalen Mehrwert aufweisen.“ (<https://www.oew.ac.at/stipendien-foerderungen/foerderprogramme/godigital/>, Zugriff am 31.01.2018). „Das Wien[n]erische Diarium: Digitaler Datenschatz für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen“ (GD201/2016) ist eines von zwölf geförderten Projekten und wird seit März 2017 am Austrian Centre for Digital Humanities geleitet. Die Erstellung der Volltextversionen und die Anreicherung der Daten erfolgt in Kooperation mit dem In-

stitut für kunst- und musikhistorische Forschungen und der Gruppe Digitalisierung und Elektronische Archivierung am Institut für Germanistik bzw. dem Forschungszentrum Digital Humanities an der Universität Innsbruck.

⁴ Abseits der Festschriften, die von der *Wiener Zeitung* selbst verlegt worden sind (anlässlich des 200-, 250- und 300-jährigen Bestehens 1903, 1953 und 2003) liegen mehrere Aufsätze zur Geschichte der Zeitung vor (zuletzt von Reisner & Schiemer 2016) sowie eine ältere Dissertation (Berger 1953), jedoch keine umfassende Monographie.

⁵ Das wachsende Interesse an Zeitungsbeständen hat auch Bibliotheken vor Herausforderungen gestellt: „Die enorme Bedeutung von Zeitungen als Quelle für jegliche (kultur)geschichtliche Forschung und die damit verbundenen steigenden BenutzerInnenzahlen haben für die Bibliotheken und im Besonderen für die Österreichische Nationalbibliothek Probleme geschaffen, die das laufende Mikroverfilmen der wertvollen, teils unersetzbaren Zeitungsbestände zwingend erfordern.“ Die Vorteile von Mikrofilmen sah man 2003 in deren Haltbarkeit und im Schadensfall in deren Reproduzierbarkeit. Aus Sicht der Bibliothek war der Mikrofilm vor 15 Jahren „das ideale Speichermedium“, u.a. weil BesucherInnen an den sogenannten „Readerprintern“ selbst Kopien anfertigen konnten. (300 Jahre *Wiener Zeitung* 2003, 77).

raldirektorin anlässlich des 300. Geburtstags der Zeitung prognostiziert. Die *Wiener Zeitung* war daher eines der ersten Periodika, die im Rahmen des Großprojektes „ANNO – AustriaN Newspapers Online“⁶ zur Gänze eingescannt wurden. Das Portal stellt die Bild-Digitalisate der *Wiener Zeitung* seither Open Access, kostenfrei rund um die Uhr zum Download bzw. Druck zur Verfügung. Der Zugriff auf einzelne Ausgaben erfolgt über eine Kalenderansicht, in der auf den ersten Blick nahezu alle Jahrgänge beziehungsweise alle Erscheinungstage pro Jahr sichtbar sind. Aus Sicht von Bibliotheken ist die Zeitung damit bereits vollständig digitalisiert.

Aus der Perspektive von ForscherInnen, die in Volltexten suchen oder diese weiterverarbeiten möchten, ist die *Wiener Zeitung* – und mit ihr viele andere historische Zeitungen – soeben erst in einem digitalen Format angekommen: Obwohl im Moment intensiv an der verbesserten Texterkennung von Frakturdruck gearbeitet wird, gibt es derzeit aufgrund der bekannten Probleme⁷ nur vereinzelt historische Zeitungen, die bereits in verlässlichem Volltext erschlossen sind.⁸ Dennoch bieten einige Bibliotheken die Suche im automatisch erstellten Volltext an – allerdings nicht ohne auf die problematische Datenbasis hinzuweisen:

„Der Volltext basiert auf OCR-gelesenen Daten. Bei OCR (Optical Character Recognition) handelt es sich um ein automatisiertes Verfahren, weshalb es in manchen Texten zu einer sehr hohen Fehlerdichte kommen kann. Die Suche gestaltet sich oft etwas anders als etwa bei manuell abgetippten Texten“

lautet beispielsweise der Warnhinweis in der Suchhilfe von ANNO zur Qualität der Volltexte

⁶ ANNO – AustriaN Newspapers Online: <http://anno.onb.ac.at/>, Zugriff am 31.01.2018.

⁷ Die meisten Texterkennungsprogramme sind für Antiquaschriften entwickelt und eignen sich nicht zur Erkennung der Fraktur, die besondere Eigenheiten hat: etwa, dass das „Schafst“ dem „f“ zum Verwechseln ähnlich sieht oder das „u“ nicht immer eindeutig von „n“ zu unterscheiden ist, ebenso wie „r“ und „x“ oder „t“ und „k“ etc. Weiters ist eine sehr gute Scanqualität für die Texterkennung Voraussetzung. Im Fall der *Wiener Zeitung* stammen die Image-Digitalisate entweder von den Originalen selbst oder von den Mikrofilmen – erstere enthalten zum Teil gewellte Textseiten, weil die Ausgaben sehr eng gebunden sind, zweitens sind oftmals nur sehr blass zu erkennen. Beides ist für die automatische Erkennung ein Problem, das sich bei den späteren Ausgaben mit komplexer Layoutstruktur und der Einfügung von Tabellen noch ausweitert.

(<http://anno.onb.ac.at/suchhilfe.htm>, letzter Zugriff am 31.01.2018). Welche und wie viele Treffer den Suchenden durch die mangelnde Qualität des automatisch erstellten Volltextes potentiell entgegen, ist für sie selbst nur schwer einzuschätzen.

Im Moment wissen sich BenutzerInnen von großen, digitalisierten Zeitungsbeständen vor einer Fülle von grundsätzlich verfügbaren Bild- und Textdaten, die sich ihnen aber nur mit den beschriebenen Einschränkungen erschließt. Sie haben sich daran gewöhnt, dass ihre Suche (auch aufgrund der Fülle von Material) auf das Wesentliche reduziert sein muss: Der Ausgangspunkt vieler Fragestellungen ist ein leeres Eingabefeld, ein „Suchschlitz“ (<http://anno.onb.ac.at/suchhilfe.htm>) zum Eingeben von Begriffen. Zwar lässt sich diese „einfache“ Suche durch die „erweiterte“ präzisieren, was allerdings nichts an der Art der Suche auf Wort-Ebene ändert. Alle weiteren Optionen zielen darauf ab, die (potentiell hohe) Trefferzahl zu reduzieren – sei es durch die Filteroption nach Medium, Erscheinungsort oder Zeitraum. Alternative Interaktionsmöglichkeiten bieten sich dem Suchenden derzeit (noch) nicht. In der Forschungspraxis wird die beschriebene Art der Suche kaum hinterfragt, wohl, weil genau dieses Such- und Browsing-Verhalten auch in anderen Bereichen des World Wide Web angewandt und unterstützt wird.

Aus Sicht der BenutzerInnen ist dies als erster Zugriff auf das Quellenmaterial sehr hilfreich, wobei dennoch zu überlegen bleibt, welche alternativen Möglichkeiten der Erschließung insbesondere für Zeitungsbestände dienlich wären. In diese Richtung argumentiert auch Paul Gooding, der nach der Evaluation mehrerer Portale zu dem Ergebnis gekommen ist, dass für die Darstellung von

⁸ Beispiele für das 18. Jahrhundert aus dem deutschen Sprachraum sind bislang die 212 Ausgaben des *Hamburgischen Correspondenten* aus dem Projekt „Volltextdigitalisierung der Staats- und Gelehrte[n] Zeitung des Hamburgischen Unparteyischen Correspondenten und ihrer Vorläufer (1712-1848)“ (Schuster & Wille 2016, 7-29) oder das „Mannheimer Korpus für Historische Zeitungen und Zeitschriften“ in COSMAS II <http://repos.ids-mannheim.de/mkhz-beschreibung.html>, Zugriff am 31.01.2018.

Das 2017 gestartete Projekt „impresso – Media Monitoring of the Past“, das historische Zeitungen von Luxemburg und der Schweiz bearbeitet, verspricht ebenfalls die verbesserte Durchsuchbarkeit und erweiterte Analysemöglichkeiten von Zeitungsmaterial, etwa von der 1780 gegründeten *Zürcher Zeitung*.

Zeitungen im digitalen Medium im Prinzip noch keine digitale Entspréhung gefunden wáre:

„digitised newspapers have not yet asserted their own identity: instead they provide skeuomorphic renditions of source materials and rely upon web norms in the design of user interactions. The result is an inadequate translation of material artefacts“.

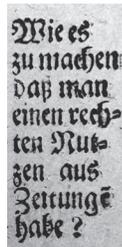
(Gooding 2017, 173)



Rum. 266.
WennerisW
Enthaltend alles dasjenige / waSvon Tag zu Tag sowohl
k> dieser Residmß Stadt Wien« Tenckwürdiges und Sems stch
t>g«ttagm; A!S auch, was d!rgleichcii «achnchlich «Ilda avgeloffer;
ftu>bt«in<m Anhang jedermahgter Verzeichnuß; Erstlich aller täglich per Posta allhi«
Ankommen den ; Zweytens/ aller in« und v>r der Stadt getaufsteo Kmtzern;
Drittens/ aller verhehelichte«/ und vierdtens aller verstorben^ ^
Personnen. . . .
Mit Ihrer Römisch - Kchserlichen Majestät allergnckvigstem Privilegs.
Z u finden im Rot hen Agel. ' > ^

Tatsächlich sind historische Zeitungsbestände zwar verfügbar, jedoch werden sie dargeboten wie anderes Quellenmaterial auch. Sie sind damit nur unzureichend an die vielseitigen Erkenntnisinteressen ihrer NutzerInnen angepasst – auch, aber nicht nur aufgrund der oben genannten Herausforderungen und des erheblichen Aufwandes, der mit der Erschließung einer historischen Zeitung verbunden ist.

Partizipative Ansätze und methodische Überlegungen: Wie es zu machen daß man einen rechten Nutz aus Zeitungen habe?



Bevor man die aufwändige Digitalisierung und Bearbeitung einer Quelle wie die der *Wiener Zeitung* fortsetzt, ist daher grundsätzlich zu überlegen, wie ihre Erschließung anzulegen sei, damit idealerweise mehrere Disziplinen daraus Nutzen ziehen können. Bereits in der Planung ist darauf zu achten, dass in einer gedachten digitalen Repräsentation der Quelle keine – für den überwiegenden Teil der antizipierten Disziplinen – relevanten Informationen vernachlässigt werden oder gar verloren gehen.

Das methodische Konzept, auf dem das beschrie-

Abb. 1: Bild-Digitalisat und automatisch erstellter Volltext in ANNO

bene Vorhaben beruht, ist daher von der Überzeugung getragen, dass – insbesondere bei einer so vielseitig nutzbaren Quelle – die einzelnen FachexpertInnen wie auch NutzerInnen bereits früh in den Erschließungsprozess eingebunden sein sollten, um mitzuentcheiden, wie eine digitale Edition idealerweise aussehen könnte, sodass sich damit Forschungsfragen aus möglichst vielen Disziplinen beantworten lassen. Dass mehrere Disziplinen mit ihrem Fachwissen und ihren Interessen dazu beitragen, die *Wiener Zeitung* in digitaler Umgebung kollaborativ mit zu erdenken und mit zu entwickeln, darin besteht die besondere Herausforderung und Innovation dieses Projekts.

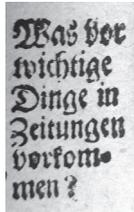
Um sich zu vergewissern, dass am *Wien(n)erischen Diarium* bzw. an der *Wiener Zeitung* tatsächlich ausreichend Forschungs- und Erkenntnisinteresse besteht, ist im Rahmen einer Pilotstudie zur Durchführbarkeit dieses Projekts (Resch & al. 2016) u.a. erfragt worden, wie häufig Forschende die Quelle konsultieren und ob bzw. worin sie eine besondere Relevanz der Quelle erkennen.⁹ Die Ergebnisse stimmen mit den Einschätzungen seitens der Österreichischen Nationalbibliothek überein: Unter den vielen Periodika ist die *Wiener Zeitung* laut ÖNB „mit Sicherheit die am meisten verwendete Quelle zur jüngeren Geschichte Österreichs“ (Rachinger 2003, 53). An ihrer

⁹ Einen Eindruck der eingegangenen Rückmeldungen bietet folgender Link: <https://www.oew.ac.at/acdh/events/event-series/event-detail/article/wienerisches-diarium-digi->

tal-pilotstudie-zur-erschliessung-einer-historischen-zeitung, Zugriff am 31.01.2018.

Nutzung in einer digitalen Umgebung besteht also großes wissenschaftliches Interesse, das aus vielen der einleitend genannten geisteswissenschaftlichen Disziplinen hervorgeht. Seit Beginn des Projekts versucht das Team mit interessierten Forschenden Kontakt zu halten, macht Angebote zur Vernetzung und lädt die Fachgemeinschaft überall, wo es sinnvoll und zielführend scheint, zur Diskussion und Mitgestaltung ein – in den folgenden Abschnitten soll genauer erörtert werden, worüber bisher partizipativ befunden und entschieden worden ist.

Genese und Aufbau des historischen Korpus: *Was vor wichtige Dinge in den Zeitungen vorkommen?*



Dem beeindruckenden Umfang des Quellenbestands kann nur ein längerfristig angelegtes Projekt gerecht werden. Das zweijährige „go!digital“-Projekt nützt die knappe Zeit daher einerseits, um die Fachdisziplinen zur Mitgestaltung einzuladen und entwickelt andererseits einen Workflow zur Erstellung eines repräsentativen Volltextkorpus, das mehrere hundert Ausgaben des 18. Jahrhunderts¹⁰ enthält und als breite Materialbasis für disziplinspezifische Fragestellungen zu Textzwecken frei zur Verfügung stehen wird. Davon ausgehend können auch entsprechende Rückschlüsse auf künftige Vorhaben – etwa eine Ausweitung auf das gesamte 18. Jahrhundert – gezogen werden.

Welche Nummern in diesem Auswahlkorpus enthalten sein sollten, wurde in einem sogenannten „Call für Nominations“, der auf der Projektwebseite, Social Media und im Geschichtsfeuilleton *Zeitreisen* der *Wiener Zeitung*¹¹ veröffentlicht worden war, ermittelt. Sowohl ExpertInnen mehrerer geisteswissenschaftlicher Disziplinen als auch heutige LeserInnen, insbesondere jene des Geschichtsfeuilletons *Zeitreisen*, die sogenannte „Zeitreisen-Gemeine“ (Krakovsky & Reisner

2013, 31) waren dazu aufgerufen, jene Ausgaben zu nennen, die sie für besonders relevant hielten. Anhand zahlreicher Rückmeldungen zeigte sich, wie breit die individuellen Erkenntnisinteressen gefächert sind: Nominiert und zur Volltextdigitalisierung empfohlen wurden Ausgaben mit Geburten, Taufen und Sterbefällen bekannter Persönlichkeiten, Geburts- und Namenstage, Krönungen und Erbhuldigungen, kirchliche und weltliche Feste, Ankündigungen, Eröffnungen und Einweihungen sowie die Besuche prominenter Gäste in der Residenzstadt. Errungenschaften im weitesten Sinn – wie die Erklärung der Menschenrechte oder der Beginn der Luftfahrt – waren ebenso in der Auswahl enthalten wie das medienimmanente Thema der Herausgeberschaft. Die Ergänzungen, die letztlich vom Projektteam vorgenommen wurden, zielten darauf ab, ein chronologisch ausgewogenes Referenzkorpus mit etwa fünf Ausgaben pro Jahrgang verteilt über das gesamte 18. Jahrhundert zu erstellen.

Vom Bilddigitalisat zum verlässlichen Volltext: *Zeitungen erfordern gute Correctores.*



Die ausgewählten Nummern werden zunächst als Image-Digitalisate aus dem ANNO-Portal in das Texterkennungsprogramm „Transkribus“¹² überspielt, wo ihr Layout (Textregionen, Zeilen und Wörter) erkannt und der Text unter Anwendung eines kombinierten Ansatzes von Optical Character Recognition (OCR) und Handwritten Text Recognition (HTR) eingelesen wird. Der automatisiert erstellte, unkorrigierte Text muss dann in mehreren Schritten, unter großem zeitlichen Aufwand und nach vereinbarten Transkriptionsrichtlinien manuell nachbearbeitet werden. Der verbesserte Text gibt den historischen Sprachstand unverändert wieder, erreicht eine Genauigkeit von 99,7% und dient wiederum dem Trainieren neuer Texterkennungsmodelle mit dem Ziel, weitere Ausgaben bereits mit einer etwas höheren

¹⁰ Der Fokus auf das „Gründungs-Jahrhundert“ des *Wien(n)-erischen Diariums* ist davon motiviert, dass einerseits natürlich eine zeitliche Einschränkung geboten ist, andererseits sind in dieser Zeit auch die Anfänge des modernen Journalismus zu suchen. Möglicherweise lassen sich auch korpusgestützt jene Umbrüche nachvollziehen, die in dieser Periode sich verändernder politischer, sozialer, wissenschaftlicher und künstlerischer Bedingungen stattgefunden haben, was dazu beitragen könnte, „die Zeit ab den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts

bis etwa zum Regierungsantritt Josefs II.“ nicht länger und verallgemeinernd „als pressegeschichtlich ereignislos“ zu betrachten (Lang 1972, 7).

¹¹ Zum „Call for Nominations“ in den *Zeitreisen*: http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wz_zeitreisen/gemeine/877299_Diarium-Projekt-der-OeAW-rolлт-an.html, Zugriff am 31.01.2018.

¹² Transkribus <https://transkribus.eu/Transkribus>, Zugriff am 31.01.2018.

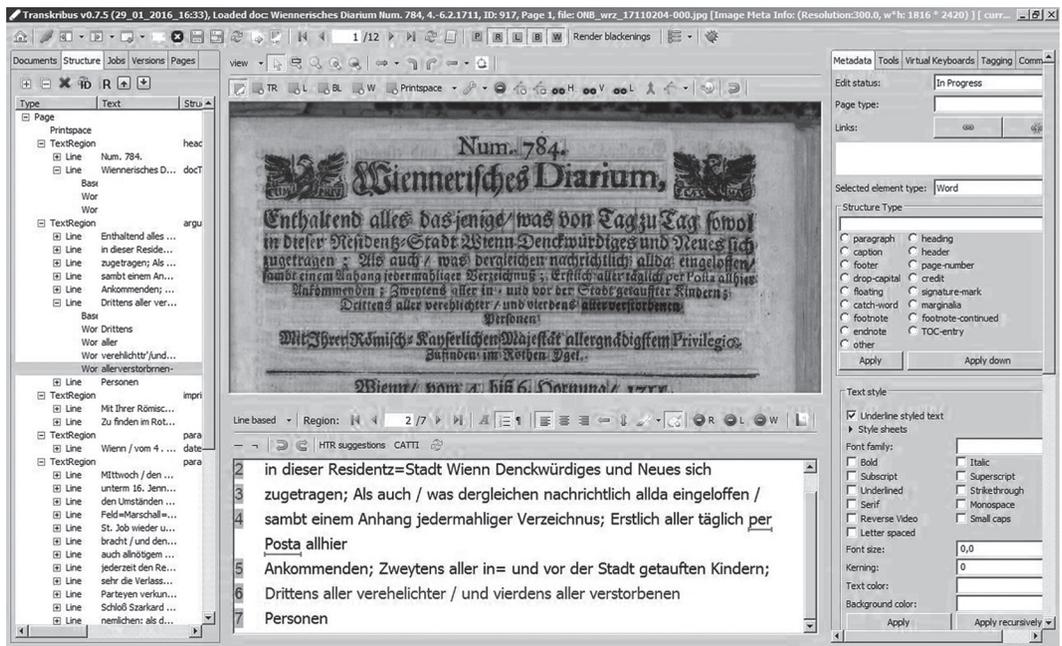
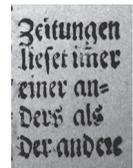


Abb. 2: Bearbeitungsfenster mit Bild und Text in „Transkribus“

Genauigkeit und Trefferquote automatisch erkennen zu können. Trotz kleiner Trainingserfolge werden Zeitungstexte aus dieser Zeitperiode immer der manuellen Nachkorrektur bedürfen, wobei zu hoffen bleibt, dass sich der Aufwand mit der Zeit doch verringert. Das Bemühen um einen hochwertigen Volltext, der XML-ifiziert und gemäß internationaler Standards der Text Encoding Initiative (TEI)¹³ kodiert wird, steht bei der Erstellung dieses Korpus jedenfalls an erster Stelle (wobei Fehler aufgrund von Unleserlichkeiten oder Ambiguitäten natürlich nie ganz auszuschließen sind).

Wie weit die Bearbeitung der ausgewählten Nummern gediehen ist, lässt sich auf der aktuellen Projektwebsite über ein Reporting-Tool¹⁴ einsehen, das direkt auf die Transkribus-Plattform zugreift und die Fachgemeinschaft täglich über Fortschritte bei der Volltexterschließung informiert. Der Bearbeitungsstand wird anhand von Seiten, Zeilen oder Wörtern und in einem Balkendiagramm angezeigt. Auf diese Weise kann die Öffentlichkeit mitverfolgen, welche der nominierten Nummern bereits bearbeitet und in absehbarer Zeit online zur Verfügung stehen werden.

Erfragen von Nutzungsszenarien: Zeitung liest immer einer anders als der andere



Ein weiterer, wesentlicher Teil des Projektes besteht darin, mit ForscherInnen der unterschiedlichen Fachdisziplinen in Kontakt zu treten, um von ihnen zu erfragen, wie die Volltexte idealerweise aufbereitet und dargestellt werden sollen. Abhängig von den jeweiligen Forschungsinteressen sind ganz unterschiedliche Nutzungsszenarien denkbar: Während ForscherIn A möglicherweise großen Wert auf die Durchsuchbarkeit der Volltexte legt, möchte ForscherIn B zum Beispiel Ergebnislisten speichern und ausdrucken können; ForscherIn C könnte sich vorstellen, ausgewählte Texte online zu kommentieren und ForscherIn D würde den Volltext bestimmter Ausgaben gerne in verschiedenen Formaten downloaden und exportieren, um ihn mit Hilfe weiterer Tools statistisch auszuwerten. Die von Wolfgang Duchkowitsch bereits 1980 erkannte „zunehmende Wichtigkeit von Benutzerforschung“ (Duchkowitsch 1980, 59) gewinnt bei digital aufbereiteten Zeitungsbänden umso

¹³ Text Encoding Initiative <http://www.tei-c.org/index.xml>, Zugriff am 31.01.2018.

¹⁴ <https://www.oew.ac.at/acdh/projects/wienerisches-diarium-digital>, Zugriff am 31.01.2018.

mehr an Bedeutung, als durch die grundsätzliche Computerlesbarkeit der Texte gänzlich neue Möglichkeiten der Weiterverarbeitung und Nachnutzung in den Fokus rücken. Wenn das *Wien(n)-erische Diarium* in einem digitalen Format als interdisziplinäres Auskunft- und Arbeitsinstrument zur Verfügung stehen soll, müssen also konkrete Nutzungsszenarien erfragt und erwogen werden.

Obwohl im Zuge dieses Projektes bei weitem nicht alle Wünsche in einem Interface umgesetzt werden können, lässt sich doch aus den Erhebungen abschätzen, welche Wege bei der digitalen Erschließung von Zeitungsbeständen weiterverfolgt werden sollten. Paul Gooding argumentiert ähnlich:

“By understanding the audience for digitised collections, we can better develop a sense of where the major successes lie and what challenges remain ahead of us.”

(Gooding 2018, 172)

Die BenutzerInnenforschung ist daher, gerade weil sie oftmals vernachlässigt wird, integraler Bestandteil des beschriebenen Vorhabens.

In Anlehnung an den von Eric von Hippel geprägten „Lead User“-Ansatz, der davon ausgeht, dass NutzerInnen, wenn sie (digitale) Angebote intensiv nützen, in gewisser Weise ExpertInnen mit wertvollem Vorwissen und hoher Lösungskompetenz sind, die zur Entwicklung neuer Produkte beitragen können, trifft das Projektteam in regelmäßigen Abständen Forschende, die mit dem *Wien(n)-erischen Diarium* bzw. der *Wiener Zeitung* vertraut sind und häufig mit den digitalen Zeitungsbeständen des ANNO-Portals arbeiten. Gemeinsam wird diskutiert, wie die Zeitung in digitaler Umgebung idealerweise aussehen müsste, welche Suchanfragen gestellt werden könnten und davon abhängig: mit welchen zusätzlichen Annotationen¹⁵ die Volltexte künftig angereichert werden sollten. Das Anno-

tieren kann auf Wortebene, Phrasenebene oder Absatzebene erfolgen, strukturell oder inhaltlich motiviert sein und ist für eine Quelle wie dem *Wien(n)-erischen Diarium* eine höchst komplexe, anspruchsvolle Forschungsaufgabe. Sie verlangt ein profundes historisch-kulturelles Wissen, erfordert Entscheidungssicherheit und Urteilsvermögen, setzt zudem Vertrautheit mit der Quelle voraus und ist bei genauerer Betrachtung eine Forschungsleistung, die nur gemeinsam und unter Beteiligung von ExpertInnen erbracht werden kann. Das Projektteam begleitet und moderiert den zielgerichteten Diskussionsprozess, berät bei der Modellierung der zu annotierenden Entitäten und entwickelt technische Lösungen, sodass in den ausgewählten Nummern nachvollziehbare Annotationskonzepte und -strategien erprobt werden können. Wie dieser kollaborative Annotationsprozess aussehen könnte, welche Entitäten standardisiert identifiziert werden müssen und welche Phänomene im Text eher mit individuellen Kommentaren versehen werden sollten, wird in Zusammenarbeit mit den NutzerInnen zu entscheiden sein.

Da nicht alle Fragestellungen an das *Wien(n)-erische Diarium* bzw. die *Wiener Zeitung* antizipiert werden können, bleibt die Sicherung der Volltexte das vorrangige Anliegen dieses Vorhabens. Darüber hinaus ist abzuwarten, welche unterschiedlichen Sichtweisen es seitens der verschiedenen Disziplinen auf den Datenschatz gibt, welche Aspekte bei der Erschließung von besonderer Relevanz sind oder ob man sich bei der Annotation auf einen „kleinsten, gemeinsamen Nenner“, der von möglichst vielen Forschenden als wertvoll für ihre individuellen Erkenntnisinteressen eingeschätzt wird, verständigen kann.

Der erste Workshop und „Annotate-a-thon“, in dessen Rahmen Annotations- und Suchstrategien erörtert worden sind, gibt einen Eindruck von den Diskussionen und hat gezeigt, dass eine grobe Verschlagwortung der Zeitung mehrerer Disziplinen nützlich sein könnte. Vorstellbar wäre etwa, dass auf Ebene von Artikeln (bei

¹⁵ Der Wert einer digital verfügbaren Edition ist nicht nur durch die Verlässlichkeit des Textes bestimmt, sondern auch durch das Fachwissen, das bei der Erstellung einfließt. Unter Annotation verstehen digital Forschende das Anreichern von Daten mit Wissen über die jeweilige Quelle. Diese Annotationen können sich auf die Struktur von Dokumenten beziehen (etwa die Annotation von Titeln, Überschriften, Artikeln, usw.) oder auf die Wortebene, wo linguistische Kategorien wie beispielsweise Wortarten zugewiesen und ko-

diert werden. In der geisteswissenschaftlichen Praxis werden sowohl manuelle als auch automatische Annotationsstrategien erprobt. Die Qualitätssicherung ist bei jeder Art der Annotationsleistung ein wesentlicher Aspekt, weil alles, was annotiert (und interpretiert) worden ist, auch systematisch abgefragt werden kann. Im Fall des *Wien(n)-erischen Diariums* wäre dann denkbar, dass die Suche nach einem bestimmten Begriff auf „Überschriften“ oder „Inserate“ eingegrenzt werden könnte.

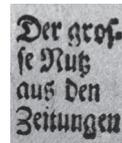
Bedarf auch mehrere) übergreifende Kategorien zugewiesen werden, z.B. „Hof“, „Religion“ oder „Feierlichkeit“, um in der Fülle von Material eine thematische Zusammengehörigkeit zu schaffen. Die Herausforderung für AnnotatorInnen ist es vor allem, ein gemeinsames Textverständnis aufzubauen, das auf die Suchaktivitäten der Fachgemeinschaften abgestimmt sein muss.

Eine interessante Frage wird sein, ob und inwiefern sich – nachdem eine kritische Masse von Artikeln manuell annotiert wurde – die thematische Zuordnung auch automatisch unterstützen ließe. Anhand einer statistischen Analyse des lexikalischen Inventars könnten Verfahren des „Topic Modelings“ Rückschlüsse auf die vereinbarten Kategorien zulassen. Mit der „Bag-of-words“-Methode, die einen Text (unabhängig von der Syntax) als Set seiner Wörter darstellt, könnten sich Artikel aufgrund des enthaltenen Wortschatzes vorklassifizieren lassen – bei der Überprüfung durch AnnotatorInnen könnte dieser automatisch generierte Vorschlag entweder bestätigt oder abgelehnt werden. Wäre jeder Artikel auf diese Weise verschlagwortet, könnte man nicht nur auf Wortebene im Volltext suchen, sondern auch nach bestimmten Themen bzw. die Abfrage auf einzelne Themenfelder beschränken. Auf diese Weise ließen sich Artikel auch mehrfach¹⁶ zuweisen bzw. wäre in weiterer Folge daran zu denken, die Kategorien der Verschlagwortung sukzessive zu verfeinern.

Im Gespräch mit potentiellen UserInnen hat sich bisher weiters gezeigt, wie wertvoll auch eine Ver-

linkung der Texte des *Wie(n)erischen Diariums* mit anderen, ihm verwandten digitalen Quellen, Editionen und Ressourcen wäre. Das Projektteam steht daher in Kontakt mit dem „Wien Geschichte Wiki“¹⁷, mit dem sich die in der Zeitung genannten Örtlichkeiten, Personen und Institutionen verknüpfen ließen; auch die Referenzierung auf historische Karten und Pläne wäre aus Sicht mehrerer Disziplinen erstrebenswert.

Daten in Hülle und Fülle: Der große Nutz aus den Zeitungen



Angesichts der Fülle an Material und des beschriebenen partizipativen Ansatzes, der prinzipiell eine unendliche Zahl an Annotationen zulässt, wird begreiflich, dass am Ende des derzeit laufenden Projekts keine fertige, „vollannotierte“ Online-Edition des *Wien(n)erischen Diariums* bzw. der *Wiener Zeitung* zur Verfügung stehen wird. Mit einiger Sicherheit aber werden die bisher erarbeiteten Ausgaben im Volltext online und unter einer freien Lizenz zur Nachnutzung bereitstehen und damit zum digitalen Lesen, Suchen und Annotieren einladen. Die „Hülle“ dieser Ausgaben, ein benutzerfreundliches Interface, wird ebenfalls im Dialog mit BenutzerInnen entstehen und sein Aussehen und seine Funktionalität vermutlich noch mehrmals ändern. Die Benutzeroberfläche dient einerseits zur Darstellung der Texte und ist gleichzeitig die Umgebung, in der das kollaborative Annotieren technisch ermöglicht wird.



Abb. 3: Diskussion von Nutzungsszenarien mit Forschenden
CC-BY 4.0, Sandra Lehecka

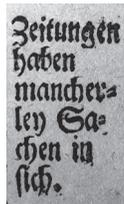
¹⁶ In seinem Artikel „Vom Elend der pressehistorischen Forschung in Deutschland“ zieht Martin Welke die Zuordenbarkeit von Zeitungsinhalten grundsätzlich in Zweifel und mit ihr die mit fragwürdigen Methoden erhobene Verteilung von Themen: „Da sich in einer Korrespondenz, ja schon in einem einzigen Satz mehrere Themenkomplexe durchdringen können – etwa Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Technik oder Religion – ist eine Trennschärfe, die sich gar in Prozentanga-

ben hinter der [sic!] Komma ausdrücken läßt, per se nicht zu erreichen.“ (Welke 2011, 146, Anmerkung 45). Im Fall dieser Texte würde eine solche Verschlagwortung auf Artikelenebene allerdings weniger der prozentuellen Quantifizierung von Themen als der verbesserten Durchsuchbarkeit des Materials dienen.

¹⁷ Wien Geschichte Wiki https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Wien_Geschichte_Wiki, Zugriff am 31.01.2018.

Bei allen Überlegungen bleibt immer zu bedenken, dass Bedürfnisse von BenutzerInnen ganz unterschiedlich sein können: Das Spektrum ist breit und unter Umständen reicht es von jenen, die am Material und damit vorwiegend an den Image-Digitalisaten interessiert sind, bis zu anderen, welche die Textsammlung befragen, um im Text für spezifische Forschungsfragen zu recherchieren. Wiederum andere könnten die Volltexte zur Anwendung computergestützter Verfahren nachnutzen wollen. Im Hinblick auf diese divergenten Nutzungsszenarien hat Mitchell Whitelaw (2015) vor einiger Zeit den Begriff der „generous interfaces“ geprägt, wobei er davon ausgeht, dass Benutzeroberflächen idealiter „großzügig“ und „gebefreudig“ gestaltet sein sollten. Im Fall dieses Projekts könnte dies bedeuten, dass man die erstellten hochwertigen Volltexte im Sinne einer Open Data Policy zur Weiterverarbeitung und Nachnutzung freigibt – in jenen Formen und Formaten, die den jeweiligen BenutzerInnen am dienlichsten sind. Die Art, wie Forschende den Datensatz dann erkunden, weiterverarbeiten und auswerten, wäre dadurch wenig festgelegt, sondern weitgehend offen.

Der (Mehr-)Wert von digital erschlossenen Zeitungsbeständen: *Zeitungen haben mancherley Sachen in sich.*



Der Wert dieses digitalen Materials bzw. von digital aufbereiteten Quellen ganz im Allgemeinen wird immer vom intendierten Zielpublikum und von der Annotation der Daten abhängen: Wie oben bereits erwähnt, können für unterschiedliche ForscherInnen unterschiedliche Angebote von besonderem, subjektiven Wert sein. Eine digitalisierte historische Zeitung ist für den Familienhistoriker von Bedeutung, wenn er einen gesuchten Namen findet; für die digital arbeitende

Linguistin, wenn sie die Entstehung von Komposita nachverfolgen kann; für den „Data scientist“, wenn er Text exportieren und Konkordanztools oder Text Mining Tools daran anwenden kann; für die Sozialhistorikerin, wenn sie Artikel über Kriminalität finden kann; für den Buchwissenschaftler, wenn er Veränderungen des Drucks identifizieren kann; für die Medienhistorikerin, wenn sie nachvollziehen kann, wie sich die Artikelstruktur diachron verändert; für den Medizinhistoriker, wenn er in den Verstorbenenlisten Todesursachen verzeichnet findet; für eine Numismatikerin, wenn sie von der Verleihung von Ehrenmedaillen erfährt, für eine Spezialistin für Personengeschichte, wenn einzelne Datensätze mit externen Datenbanken verlinkt sind – und so gibt es eine unendliche Anzahl von Fragen, die an das Material herangetragen werden können und in digitaler Form verbessert und vor allem in kürzerer Zeit (als durch Lektüre und Durchsicht) beantwortbar sind. Natürlich werden dadurch auch vergleichende Studien erleichtert, indem man z.B. lexikalische und stilistische Merkmale des *Wien(n)erischen Diariums* etwa mit jenen (zum Teil ebenfalls im Volltext verfügbaren Ausgaben) des *Hamburgischen Correspondenten* vergleicht.¹⁸ Obwohl das Projekt Fragestellungen vieler Art befördern könnte, bleibt selbstverständlich eine ganze Reihe von Fragen¹⁹ offen, die bislang auch mit klassischen Methoden nur unzureichend beforscht worden sind und sich ebenso wenig durch die Aufbereitung von Zeitungsbeständen in digitaler Form beantworten lassen.

Ein Kritikpunkt, mit dem das Projektteam mitunter konfrontiert war, ist die Ansicht, dass ein Auswahlkorpus von mehreren hundert Ausgaben der Quelle nicht gerecht würde, weil nur ein Teil des Gesamtumfangs in sehr guter Textqualität zur Verfügung stünde. Die knapp bemessene Projektzeit sollte man eher dafür verwenden, alle Ausgaben „ein wenig“ zu verbessern, so das Argument. Dem ist entgegenzuhalten, dass für das Training des Texterkennungsmodells unbedingt qualitativ

¹⁸ Als Vergleichskorpus bietet sich insbesondere der „Hamburgischer Correspondent“ an, der 1712 gegründet und am Deutschen Textarchiv in Berlin in Zusammenarbeit mit der Universität Paderborn in Auszügen volltextdigitalisiert wurde: <https://kw.uni-paderborn.de/institut-fuer-germanistik-und-vergleichende-literaturwissenschaft/germanistische-und-allgemeine-sprachwissenschaft/schuster/forschung/projekte/der-hamburgische-unpartheyische-correspondent-volltextdigitalisierung/>, Zugriff am 31.01.2018.

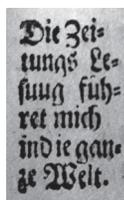
¹⁹ Welche hat einige dieser – für die frühneuzeitliche Zeitungsgeschichte allgemein – unzureichend beantworteten Fragen

aufgeworfen: „Wie groß war die Öffentlichkeit? Wie kam die Nachricht in die Zeitung? Wie wurde die frühe periodische Presse gedruckt? Was kostete sie? War sie wirklich für jedermann zugänglich? Auch für die Unterschichten? [...] Wie wurde die politische Tagespublizistik praktisch rezipiert? Auf welches Vorwissen traf sie? [...] Wie verstand der Redakteur seine Arbeit? [...] Wie sah der Alltag der Zensur aus?“, sind nur einige der Themen, die aus Sicht des Historikers behandelt werden sollten. (Welke 2011, 145)

hochwertige, manuell nachkorrigierte und gesicherte Volltexte benötigt werden, um weitere Ausgaben in Zukunft verbessert automatisch einlesen zu können. Ist hierfür erst einmal ein Workflow entwickelt, wäre eventuell auch daran zu denken, weitere Nummern automatisch zu bearbeiten, die dann jedenfalls weniger Texterkennungsfehler aufweisen als dies bislang der Fall war. Nach der Bearbeitung des Auswahlkorpus lässt sich freilich auch besser abschätzen, in welcher Zeit und mit welchem Aufwand eine durchgängige Volltextdigitalisierung denkbar wäre.

Open Science: Die Zeitungs Lesung führt mich in die ganze Welt.

Das Team strebt bei der Aufbereitung und Annotation der *Wiener Zeitung* größtmögliche Offenheit an und hat dabei sowohl die akademischen Disziplinen im Blick als auch die interessierte Öffentlichkeit. Das digitale Medium ist in besonderem Maß dazu geeignet, akademische Forschungsdaten und -produkte zu teilen und in die Gesellschaft zu tragen. Gerade historische Zeitungen – seien sie analog oder jetzt auch digital – sind für interessierte ForscherInnen innerhalb wie außerhalb der Academia eine faszinierende Quelle, weshalb zu



wünschen wäre, dass (sobald die ersten Ausgaben online sind) weitere Kreise Gebrauch von diesem historischen Nachrichtenangebot machen und individuellen Nutzen daraus ziehen. Im virtuellen Raum würde das Lesen, Browsen und Navigieren in den Nachrichten von gestern wieder zu jenem Erlebnis, das Caspar von Stieler gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seinem Werk „Zeitungs Lust und Nutz“ beschrieben hat:

„Da reise ich in Gedanken durch die weite Welt / ich schiffe über Meer / bin bey den See= und Land=Schlachten gegenwärtig / schaue zu / wie man die Flügel schwinget [...] und dieses alles ohne einzige Gefahr / Mühe und Kosten. Ich versetze keinen Fuß und erhebe doch ein Jubel=Geschrey in meinen Gedancken.“
(Stieler 1697, 33)

Dieses mühelose und flexible Leseabenteuer, das Stieler aus damaliger Sicht beschreibt, zu ermöglichen – für alle, ohne Anmeldung und ohne Kosten, zu jeder Tages- und Nachtzeit, digital und dauerhaft – ist das gemeinsame mittelfristige Ziel, das wir uns im digitalen Zeitalter bei der Erschließung historischer Zeitungsbestände allgemein, und für das *Wien(n)erische Darium* bzw. die *Wiener Zeitung* im Besonderen, setzen sollten.

Bibliographie:

- ANNO – AustriaN Newspapers Online. Abgerufen von <http://anno.onb.ac.at/>, Zugriff am 31.01.2018.
- Bauer, V. & Böning, H. (Hg.) (2011). *Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert: Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*. Bremen.
- Berger, M. (1953). „Wienerisches Diarium“ 1703-1780. Ein Beitrag zur Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Presse. Diss. Wien.
- Böning, H. (2011). Handgeschriebene und gedruckte Zeitung im Spannungsfeld von Abhängigkeit, Koexistenz und Konkurrenz. In: Bauer, V. & Böning, H. (Hg.), *Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert: Ein neues Medium und seine Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*. Bremen, S. 23-56.
- Burger, H. & Luginbühl, M. (2015). *Mediensprache*. Berlin, Boston.
- Duchkowsitch, W. (1980). Zeitung und Bibliothek. Der Stand der Erschließung österreichischer Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts und Vorstellungen für den Soll-Zustand. In: Mazal O. & Irblich E. (Hg.), *Das historische und wertvolle Buchgut in der Bibliotheksverwaltung*. Wien, S. 55-61.
- Europeana Newspapers. Abgerufen von <http://www.europeana-newspapers.eu/>, Zugriff am 31.01.2018.
- Gooding, P. (2017). *Historic Newspapers in the Digital Age: "Search All About It!"*. London, New York.
- Krakovsky, C. & Reisner, A. (2013). Geschichtsschreibung als journalistisches Gemeinschaftsprojekt. Partizipation als Perspektive im Printjournalismus am Beispiel der Zeitreisen, der Geschichtsbeilage der Wiener Zeitung. In: *medien & zeit*, 2/2013, S. 24-35.
- Lang, H. W. (1972). *Die deutschsprachigen Wiener Zeitungen des 17. Jahrhunderts in Wien*. Diss. Wien.
- Mannheimer Korpus für Historische Zeitungen und Zeitschriften in COSMAS II. Abgerufen von <http://repos.ids-mannheim.de/mkhz-beschreibung.html>, Zugriff am 31.01.2018.
- Projekt *Volltextdigitalisierung der Staats- und Gelehrte[n] Zeitung des Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten und ihrer Vorläufer (1712-1848)*. Abgerufen von <https://kw.uni-paderborn.de/institut-fuer-germanistik-und-vergleichende-literaturwissenschaft/germanistische-und-allgemeinesprachwissenschaft/schuster/forschung/projekte/der-hamburgische-unpartheyische-correspondent-volltextdigitalisierung/>, Zugriff am 31.01.2018.
- Rachinger, J. (2003). „Alles Denkwürdige, so von Tag zu Tag ...“. In: *300 Jahre Wiener Zeitung. Eine Festschrift mit einem Begleitteil zur Ausstellung „Zeiten auf Seiten“ in der Österreichischen Nationalbibliothek*, S. 53.
- Reisner, A. & Schiemer, A. (2016). Das Wien(n)erische Diarium und die Entstehung der periodischen Presse. In: *Österreichische Mediengeschichte*, 1, S. 87-112.
- Resch, C., Schopper, D., Hanneschläger, V., Wohlfarter, E., Mader, A. & Fischer, N. (2016). Wienerisches Diarium Digital: Unlocking a historic newspaper for interdisciplinary studies with the TEI Guidelines. In: *TEI Conference and Members' Meeting, Book of Abstracts*, 149-150. Abgerufen von <https://tei2016app.acdh.oeaw.ac.at/pages/show.html?document=reschschopperhanneschlagerwohlfartermaderfischer.xml&directory=editions&stylesheet=editions>, Zugriff am 31.01.2018.
- Stamprech, F. (1977). *Die älteste Tageszeitung der Welt: Werden und Entwicklung der „Wiener Zeitung“; Dokumentationen zur europäischen Geschichte*. Wien.
- Stieler, C. v. (1695). *Zeitungs Lust und Nutz Oder: derer so genannten Novellen oder Zeitungen Wirkende Ergetzlichkeit / Anmuth / Nothwendigkeit und Frommen [...]* Hamburg.
- Strasser, K. (1962). *Die Wiener Presse in der josephinischen Zeit*. Wien.
- Schuster, B.-M. & Wille, M. (2016). Von der Kanzlei- zur Bürgersprache? Textsortengeschichtliche Betrachtungen zur „Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ im 18. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 17, S. 7-29.
- Welke, M. (2011). Vom Elend der pressehistorischen Forschung in Deutschland. Dargestellt am Beispiel des Wolfenbütteler Aviso. In: Bauer V. & Böning H. (Hg.), *Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert: Ein neues Medium und seiner Folgen für das Kommunikationssystem der Frühen Neuzeit*. Bremen, S. 135-158.
- Whitelaw, M. (2015). Generous Interfaces for Digital Cultural Collections. In: *Digital Humanities Quarterly*, 9.1, Abgerufen von <http://www.digitalhumanities.org/dhq/vol/9/1/000205/000205.html>, Zugriff am 31.01.2018.
- Wiener Zeitung (Hg.) (1903). *Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung*. Wien.

Wiener Zeitung (Hg.) (1953). *250 Jahre Wiener Zeitung. Eine Festschrift*. Wien.

Wiener Zeitung (Hg.) (2003). *300 Jahre Wiener Zeitung 1703-2003. Eine Festschrift mit einem Begleitteil zur Ausstellung „Zeiten auf Seiten“ in der Österreichischen Nationalbibliothek*. Wien.

Claudia RESCH

Dr. phil., Studium der Germanistik, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien, Abschluss 2003 mit einer Dissertation über reformatorische Sterbeliteratur (*Trost im Angesicht des Todes* erschienen bei Francke 2006). Seit 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am Austrian Centre for Digital Humanities. Leitung mehrerer Projekte zur digitalen Erschließung frühneuzeitlicher Texte: Digitale Edition des *Austrian Baroque Corpus* 2015, Printpublikation *Digitale Methoden der Korpusforschung in Österreich* 2017. Derzeit Leitung eines Projekts zur digitalen Volltexterschließung der *Wiener Zeitung* im 18. Jahrhundert. Lehraufträge an der Ludwig-Maximilians-Universität München und an der Universität Wien.

Den Aufstieg der Digital Humanities mit Andreas Okopenko denken

Christian Zolles, Laura Tezarek, Arno Herberth
Institut für Germanistik, Universität Wien

Abstract

Nach langer Vorlaufzeit hat der ‚digital turn‘ auch die Geisteswissenschaften erfasst und zum neuen institutionalisierten Forschungsfeld der Digital Humanities geführt. Ihr Aufgabenbereich umfasst die Adaption und Reflexion der neuen digitalen Kommunikationsformen, Anwendungsbereiche und Methoden in Forschung und Lehre sowie die zeitgemäße Archivierung, Vernetzung und Vermittlung relevanter ‚kultureller Informationen‘. Diese Vorhaben treffen auf eine im deutschsprachigen Raum traditionell eher hierarchisch, insular und mittlerweile außerordentlich prekär strukturierte Hochschullandschaft, die sich nur langsam den Prinzipien eines freien Datenaustausches, offener Kollaborationen und flexibler Problemlösungsstrategien öffnet. Es wird sich weisen, ob und welche Versprechen von Digitalität eingelöst werden können. Eines der Versprechen hat der österreichische experimentelle Autor und ‚Hypertext-Pionier‘ Andreas Okopenko, dessen Tagebücher derzeit hybrid ediert werden, bereits früh vorgegeben. Zukünftigen HistorikerInnen hat er Denkfiguren an die Hand gegeben, anhand derer nachvollziehbar wird, was es geheißen haben könnte, Kommunikation unter digitalen Gesichtspunkten zu emanzipieren: das Denken ‚fluidisch‘ nicht den Algorithmen, die Navigation ‚konkretionistisch‘ nicht den Domains zu überlassen.

Die Genese eines neuen Forschungsfeldes

Als kühn ist vor kurzem der Schritt bezeichnet worden, schon jetzt eine Einführung in die Digital Humanities (Jannidis, Kohle & Rehbein 2017) vorzulegen: Das Fach beginne sich erst zu konstituieren, sein Forschungsbereich sei noch nicht austariert und die Gefahr hoch, einerseits Lücken und andererseits Apokryphen zu erzeugen (Stäcker 2017, 142). Das dennoch gelungene Vorhaben (bis auf die verpasste Chance der Open-Access-Publikation) zeigt in der Weitläufigkeit der behandelten Themen, dass der ‚digital turn‘ im Vergleich zu den früher propagierten Umwälzungen in den Geisteswissenschaften im Zuge des ‚cultural turn‘ eine wesentlich größere Dimension umfasst: Er beinhaltet neben Fragen der disziplinären Herkunft und Ausrichtung sowie der theoretischen Reflexion auch eine Auseinandersetzung mit den technologischen Grundlagen, der Visualisierung, der Bildung, des Rechts und nicht zuletzt der Moral.

Die Unentschlossenheit der letzten Jahrzehnte, wie mit den ‚Neuen Medien‘ umzugehen ist und sich zukunftsweisende Methoden und Arbeitsweisen, d. h. vor allem auch archivfähige und -würdige Ergebnisse, entwickeln lassen, scheint abgelegt. Die zukünftige Ausrichtung wird nicht mehr nur Einzelinitiativen, Projektkooperationen, Fachgesellschaften und -zeitschriften überlassen, die sich ausgehend von der Nutzung technisch quantifizierender Verfahren v. a. in der Linguistik schon früh gebildet haben. Wesentlich initiiert durch die Entstehung des WWW als inhaltneutrale Informationsstruktur (Thaller 2017, 11; zur Entwicklung Cailliau & Gillies 2000), die ursprünglich auch dem akademischen Milieu entstammt, ließ sich die Dringlichkeit der Entwicklung von zeitgemäßen Werkzeugen und Methoden in der Forschung wie in der Lehre nicht länger leugnen. Wichtig ist dabei festzuhalten, dass der zwingende Ruf nach Digitalisierung nicht von innen heraus erfolgt ist, sondern im gesamtgesellschaftlichen Kontext einer neuen *Kultur der Digitalität* (Stalder 2016) zu sehen ist.

Im kulturellen Bereich sind nun insbesondere Archive, Bibliotheken und Museen herausgefordert, also die traditionellen Speicher- und Erinnerungsinstitutionen. Gemeinsam stehen sie vor der großen Aufgabe, ihre wesentliche Bedeutung, d. h. ihre Quellen, adäquat zu vermitteln (Altenhöner & Oßwald 2015). Dementsprechend ist die ‚Third Mission‘ neben der Forschung und der Lehre zum dritten zentralen Anliegen der öffentlichen Institutionen aufgestiegen, um den wachsenden Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht zu werden und, wie es die Universität Wien formuliert,

„Erkenntnisse in Gesellschaft und Wirtschaft einzubringen. Dies bedeutet die aktive und bewusste Übernahme von Verantwortung für die Gesellschaft, in deren Auftrag sie arbeiten.“
(Universität Wien 2018)

Dies bedeutet auch, die hierfür notwendigen medialen Kompetenzen auszubauen. Mit dem gleichnamigen Förderprogramm der Österreichischen Akademie der Wissenschaften heißt es also nun: „goldigital“ (ÖAW 2018).

Dieser neue Imperativ hat bereits zu der Besetzung einzelner DH-Professuren geführt, die allerdings vor der schizophran anmutenden Aufgabe stehen, in einer tendenziell behäbigen und immer noch (resp. in Österreich durch das UG 2002 erneut geförderten) ‚vertikal‘ strukturierten Universitätslandschaft ‚horizontale‘ Kommunikationsformen zu etablieren, worunter in erster Linie der offene Umgang mit Daten, Möglichkeiten der offenen Kollaboration und eine flexible Arbeit an Lösungsansätzen zu verstehen sind. Konkret müssten laut MitarbeiterInnen an digitalen geisteswissenschaftlichen Projekten an der Universität Wien folgende Punkte berücksichtigt werden: die Intensivierung des Austausches zwischen den einzelnen Projekten und mit externen Einrichtungen, die gemeinsame Entwicklung einer langfristigen Forschungs- und Softwarestrategie, die Gewährleistung der Langzeitarchivierung von Daten *und* Interfaces und die Arbeit an den neuen curricularen Anforderungen, die von der interdisziplinären Koordination von Lehrveranstaltungen über die Errichtung einer geeigneten Lab-Infrastruktur bis hin zur Förderung von Abschlussarbeiten im Bereich der DH reichen (Mediologie@Wien 2017). Diese Aufgaben müssten jedoch auf ‚flacher‘ (nicht-formalisierter) Ebene angegangen werden, wie es am ehesten dem

anglo-amerikanischen Faculty-Modell entspricht, das vor einigen Jahren auch für Österreich angedacht war.

Schließlich liegen die Vorteile der digitalen Bewegung gerade im Bereich der niederschweligen Partizipation und Kooperation: Aufgrund ähnlicher technologischer Fragestellungen präsentieren und diskutieren nun ForscherInnen aus unterschiedlichsten Fachrichtungen miteinander in Workshops und auf Kongressen. Die Fachgrenzen werden langsam durchlässig und es ergeben sich unter dem Zauberwort ‚Emergenz‘ (Reichert 2017, 27) früher undenkbare Synergien zwischen den verschiedensten Instituten. Ein ebenso positiver Effekt wird durch die vermehrte Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen GeisteswissenschaftlerInnen und ProgrammiererInnen erzielt. Doch wird dieses Potenzial noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Weisen vor allem die jüngeren Generationen das benötigte fundierte Know-how auf und geben häufig die entscheidenden Impulse für innovative Ideen, so sehen sie sich mit äußerst prekären Arbeitsverhältnissen und bescheidenen Zukunftsaussichten konfrontiert. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Expertise nicht nur aufgrund der Entlohnung, sondern auch wegen der geringen Entscheidungs- und Aufstiegsmöglichkeiten oftmals in die Privatwirtschaft abwandert.

Das heißt allerdings keineswegs, dass sich in den letzten Jahren infrastrukturell nicht einiges getan hätte: Es kam zum Ausbau von Personalstellen, Speicherkapazitäten sowie Nutzerservices im IT-Bereich, unter dem Signum *Austrian Centre for Digital Humanities* wurden Forschungszentren massiv unterstützt, in Graz wurde der Masterlehrgang *Digitale Geisteswissenschaften* initiiert und vom österreichischen Forschungsfonds FWF werden Drittmittelprojekte mit DH-Schwerpunkten und Open-Access-Garantie intensiv gefördert. Zudem wurde für den Aufbau und die Weiterentwicklung einer nationalen Forschungsinfrastruktur für digitale Editionen das *Kompetenznetzwerk Digitale Edition* (KONDE) mit zahlreichen Partnerinstitutionen gegründet. Zu diesen zählt auch die Österreichische Nationalbibliothek, deren Literaturarchiv derzeit gemeinsam mit dem Wiener Institut für Germanistik einen Nachlassbestand aufarbeitet, anhand dessen sich die Wende von ‚analog‘ zu ‚digital‘ besonders anschaulich beschreiben lässt.

Digitales Edieren

Seit den 1980er-Jahren haben digitale Editionen parallel zur zunehmenden Verbreitung des Personal Computer wesentliche Entwicklungen durchgemacht. Sie entwickelten sich von CD-ROM-basierten Editionen hin zur Einbindung in Repositorien, virtuelle Forschungsumgebungen und Editionsplattformen, welche nun die nötige Infrastruktur zur Erstellung und Publikation bereitstellen sollen (Thaller 2017, 8). Damit sind digitale Editionen in den letzten Jahren zu einem der grundlegenden Forschungsgebiete der Digital Humanities geworden (Sahle 2017; Kamzelak & Steyer 2018). Einerseits zeigen sie die neuen Möglichkeiten der Informationstechnologie besonders gut auf, sie sind aber auch ein Musterfall für den interdisziplinären Charakter der Digital Humanities, da neben der traditionellen Editionsphilologie auch Forschungsbereiche wie Layout- und Texterkennung, Datenvisualisierung, Historische Fachinformatik, Computerlinguistik usw. eine Rolle spielen können (KONDE 2017).

Eine der zentralen Herausforderungen von digitalen Editionsprojekten war und ist die Schaffung von gemeinsamen internationalen Standards, um Austauschbarkeit, Kompatibilität und Wiederverwertbarkeit der Daten zu fördern und zu gewährleisten. Wesentlich war hier die Gründung der *Text Encoding Initiative* (TEI), einer Non-Profit-Organisation, die das gleichnamige, auf XML basierende Textauszeichnungssystem 1987 zu entwickeln begann und seitdem in einer ständig wachsenden Community weiter betreut. Sie gibt zudem auch Codierungsrichtlinien heraus, die sich als De-facto-Standard in den Geisteswissenschaften etabliert haben. Wesentliche Unklarheiten und Unsicherheiten gibt es jedoch nach wie vor im Bereich der Langzeitarchivierung und, damit zusammenhängend, bei der Suche nach generischen technischen Lösungen, die zugleich das jeweils Spezifische der Editionsmaterialien nicht ignorieren sollen.

Eines der beiden Pilotprojekte der Editionsplattform der Österreichischen Nationalbibliothek ist die vom FWF geförderte Hybridausgabe der Tagebücher des österreichischen Schriftstellers Andreas Okopenko (1930–2010). Ihr Kernstück ist eine den aktuellen Standards der Editionsphilologie entsprechende digitale Edition der persönlichen Aufzeichnungen Okopenkos von 1949 bis 1953, die – insofern hybrid – von einer gedruck-

ten Auswahl-edition der Jahre 1945 bis 1955 begleitet wird. Damit können zeithistorisch und literaturgeschichtlich höchst spannende Dokumente eines der penibelsten Zeitzeugen der Gründungsphase der Zweiten Republik auf unterschiedliche Weise erstmals einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Tagebücher bieten neben den wichtigsten ‚Headlines‘ der Zeit (tatsächlich häufig auch in Form von eingeklebten Zeitungsausschnitten) einen genauen Einblick in die literarische Szene um 1950, als Formen internationaler experimenteller Dichtung erstmals in Österreich rezipiert wurden (und auf vehemente Gegenwehr stießen) und AutorInnen im späteren Umkreis der Wiener Gruppe ihre ersten literarischen und publizistischen Gehversuche machten. Okopenkos Position ist insofern einzigartig, als er sich einerseits klar von den reaktionären Tendenzen in der österreichischen Nachkriegsliteratur distanzierte, andererseits aber auch von einer radikaleren Avantgarde Abstand nahm und sich von keiner Seite vereinnahmen ließ.

Die digitale Edition wird in synoptischer Ansicht sowohl die Faksimiles als auch die Transkriptionen mitsamt der zugrunde liegenden XML/TEI-Codierung frei zugänglich präsentieren. Letztere soll einerseits die äußere Textgestalt annähernd dokumentieren und wiedergeben (Seiten- und Zeilenumbrüche, Absätze, Hervorhebungen usw.), andererseits die Entitäten (Personen, Orte, Körperschaften und Werke) ausweisen, um das Konvolut präzise durchsuchbar zu machen – was einer dynamisierten Form der herkömmlichen Registernutzung entspricht, angereichert mit Metadaten, die sich außerdem durch die Verlinkung mit Normdaten und Personenlexika über die Edition hinaus ins Internet hinein erstreckt. Mittels Überblickskommentaren zu ausgewählten Themen werden LeserInnen, die mit dem Autor, seinem Werk und dem österreichischen Literaturbetrieb der frühen 1950er-Jahre wenig oder gar nicht vertraut sind, Wege durch den Text vorgeschlagen. Über Links können aber nicht nur Verbindungen zwischen den Kommentaren und dem Tagebuch hergestellt werden, sondern auch zwischen den einzelnen Tagebucheinträgen, wobei ein dichtes Netz an Verweisen entstehen soll.

Die Tagebücher erweisen sich auch deshalb als prädestiniert für eine digitale Edition, da Okopenko selbst einen computergestützten Umgang mit diesen Materialien vorweg genommen hat:

„Unabsehbare Freuden [...] verspricht dem Tagebuchnarren der Computergebrauch. Das Grundtagebuch würde ich weiter auf Blättern ausdrucken. Die später einmal gewünschten Auszüge aber ließen sich schon in diesem Hinschreiben nach Dutzenden Aspekten vorbereiten. Manche erfragten Resumes bedürften erst gar nicht der schwerfälligen Auszüge, sondern könnten quasi in der Lust und quasi rechnerisch gezogen werden.“

(Okopenko 2008, 182)

Okopenko stellte sich auch ein Hinein- und Hinauszoomen zwischen den verschiedenen Tagebuchtypen vor: vom detaillierten ‚Urtagebuch‘ über spezielle Tagebuchauszüge und Monatsauszüge bis hin zur ‚Lebenstafel‘ als einer ‚flächigen Vita‘ mit thematischen Sachkolonnen.

Damit wurde die Nutzung des ‚analogen‘ Datenmaterials (Okopenko war ein ungeheurer ‚Datensammler‘ und hat klassisch noch in Heften, Mappen, Ordnern und Zettelkästen archiviert) bereits ‚digital‘ reflektiert. Besonders beschäftigt hat ihn die Frage nach der gesteigerten Verwertbarkeit der gespeicherten Informationen, der Möglichkeit, diese aus der ursprünglichen Anordnung herauszuholen und in weitere Zusammenhänge zu stellen. Dabei ist weniger die direkte Bedeutung der einzelnen Entitäten relevant, seien es Personen oder Orte, als die Bedeutung, die sich aus ihrer Stellung und den gegenseitigen Bezügen, aus ihrer ‚Beziehungsfähigkeit‘, ergibt.

Denken in Beziehungen

Ein Denken nicht in Einheiten, sondern in Zusammenhängen entspricht auch durchgehend Okopenkos poetologischer Auffassung. Man kann nicht nur die Tagebücher, sondern sein gesamtes Schaffen als groß angelegte Aufgabe begreifen, statische Wahrnehmungs- und Darstellungsformen zu dynamisieren. Okopenko hat sich auch immer gegen jene radikale Sprachkritik vieler seiner Zeitgenossen gewandt, die die prinzipielle Unerreichbarkeit und Nichtvermittelbarkeit von Realität postulierten. Man müsse die *Bedeutungen* in den *Beziehungen* suchen: Das *Begreifen* der Welt sei untrennbar mit dem Akt des *Zugreifens* verbunden, liege in der *Medialität* der Erfahrung, in der *Kommunikation* zwischen Subjekten und Objekten. Es sei von jeher die Aufgabe der Lyrik gewesen, in der Reflexion der Sprache diese Grundimpulse jedes menschlichen (und humanistischen, nicht-narzisstischen) Handelns freizulegen.

Mit Anklängen an internationale Größen wie James Joyce, Marcel Proust, Ezra Pound oder T. S. Eliot und ihren Konzepten der ‚Epiphanie‘, der ‚unfreiwilligen Erinnerung‘, des ‚Imagismus‘ oder des ‚objektiven Korrelats‘ hat Okopenko zwei eigene poetologische Konzepte geprägt: ‚Konkretionismus‘ und ‚Fluidum‘ (Okopenko 2000). Mit dem ‚Fluidum‘ versuchte er, einen intimen Zustand näher zu bestimmen, bei dem ihm zufolge ein spontanes, unmittelbares Erleben und Erkennen zu einer Überwältigung führt, die herkömmliche sprachliche Syntheseleistung zwischen Objekten und Subjekten irritiert und diese in ein neues Licht rückt. Ein derartiges Erlebnis sei an sich nicht vermittelbar, lasse sich allerdings aus der Perspektive eines ‚Konkretionismus‘ rekonstruieren. Dessen Ansatzpunkt ist nicht die Sprache, sondern immer nur die Welt in ihrer Fülle, in der Fülle der Realien und ihrer unterschiedlichen Wertebeziehung. So gibt es ein Bierglas z. B. nicht nur einfach, sondern mannigfach, je nachdem, in welchem Zusammenhang und Zustand man ihm begegnet. Durch eine Störung und Neubetrachtung von Alltagsphänomenen lasse sich ein ‚magischer‘, ‚naiver‘ oder ‚totaler‘ Realismus freilegen, der sozusagen dem bloßen Materialismus Bewusstsein einhauchen sollte. Dichterisch, verdichtend und verschiebend wie in der Traumarbeit, betrieb Okopenko Arbeit am Sprachmaterial.

Okopenko hat dieses Vorhaben jahrzehntelang weitgehend als Einzelkämpfer fortgeführt. Nicht Sprachlosigkeit, sondern Sprachschwerstarbeit steht im Zentrum seines Werks, wie aus einer Notiz vom 5. Dezember 1951 bezeichnend hervorgeht:

„Ich überleg mir jedes Wort dreihundertmal, eh ich's aussprech – Ich denke aber, daß die Worte, die die 400ste Überlegung durchhalten würden, noch besser wären.“

(Okopenko 1951)

Geprägt war es vom obsessiven Sammeln, Ablegen, Systematisieren und Kombinieren unterschiedlichster Gedanken und Eindrücke (Hebenstreit, Herberth & Tezarek 2017). Diese Arbeitsschritte waren derart zentral, dass er selbst resümierte, dass die Darlegung seiner Arrangiermethoden „eigentlich schon Aussagen zur Technik meiner Erzählungen und Romane“ (Okopenko 2008, 34) seien. Im Kontrast dazu fand Okopenko in seinem Spätwerk zunehmend zu simplen und

naiven Formen: zu ‚Traum-‘, ‚Locker-‘ und ‚Spontangedichten‘ als vollkommen unreflektierte Wiedergaben von einzelnen Bildern und Einfällen, die zu kindlichen Versblüten führten wie die ‚Liebesabsage‘: „Im Winter net! / Da leb ich nur im Internet.“ (Okopenko 2004, 123)

Im Anspruch auf eine neue, am menschlichen Unbewussten orientierte lebensnähere Sichtweise auf die Dinge und auf ihre Geschichte (im doppelten Sinn) überkreuzten sich biografische und historische Sprachmaterialien und wurden zu einer untrennbaren Einheit. Zeitzeugnisse wurden zu Lebenszeugnissen und umgekehrt. Am eindrücklichsten geht dies aus dem Roman *Kinder-nazi* (1984) hervor, in dem Okopenko seine Zeit in der Hitlerjugend verarbeitete und in dessen Nachwort zur Neuauflage er schreibt:

„Der Roman ist kein autobiographischer und kein Schlüsselroman. Er ist authentisch insoweit, als es die Tagebuch-, Zeitungszitate, die historischen Begebenheiten und den Wortschatz jener Zeit betrifft.“
(Okopenko 1999, 137)

Der Roman stellt also den Versuch dar, die Verschränkung des individuellen mit dem kollektiven Sprachbewusstsein im Nationalsozialismus strikt aus der Zeit heraus zu begreifen, ohne „vom Sockel des heutigen Besserwissers herab“ (Okopenko 1999, 137; dazu Herberth 2018) zu sprechen. Um den Effekt zu verstärken, ordnete Okopenko die Episoden chronologisch rückwärts. Das Buch setzt mit der blanken Ernüchterung des Fünfzehnjährigen 1945 ein: „Stell dir vor, du warst ein großer Star, ein Kinderstar, und jetzt bist du ein Mann und deine Rolle ist aus“ (Okopenko 1999, 7) und endet mit der Kriegsbegeisterung des Pimpfs. Gedacht war dies auch als Reflexion und Warnung vor der medialen Mobilmachung am Vorabend eines Dritten Weltkriegs, den Okopenko noch zu Beginn der Arbeit am Roman unmittelbar herankommen sah (die Angst vor einem Atomkrieg begleitete ihn sein Leben lang).

In avantgardistischer Manier arbeitete Okopenko mit Formen der Montage von persönlichen und historischen Aufzeichnungen, was ihn als individualistischen Archäologen, Archivar oder Chronisten erscheinen lässt. Er findet sich damit nicht nur im Zentrum der Debatten um die Faktizität oder Fiktionalität und die mögliche Narrativität von Geschichte wieder, sondern erkannte auch die

tragende Rolle, die den verschiedenen Medien in dieser Frage zufällt. Typisch für ihn wie für zahlreiche experimentelle AutorInnen des vergangenen Jahrhunderts ist das Kombinieren unterschiedlicher Schrift- und Bildformen mit der Intention, aufzuzeigen, wie sehr die alltäglichen Denk-, Wahrnehmungs- und Empfindungsgewohnheiten an die Informationsträger gebunden und wie leicht sie zu irritieren sind. Womöglich erreichte man durch gezielte Verfremdungseffekte, die RezipientInnen nicht nur zu verstören oder häufig auch gezielt zu provozieren, sondern auf ihre Teilnahme an jedem Akt des Lesens, Hörens und Betrachtens aufmerksam zu machen. Für Okopenko hieß das auch, zu einem reflektierten, mündigen Handeln im Alltag anzuleiten.

Ein ‚Hypertext-Pionier‘

Die ständige Reflexion, Auflösung und Neukombination der ‚Ordnung der Dinge‘ machte Okopenko zu einem Pionier, was die Umsetzung alter ‚analoger‘ Inhalte in neue ‚digitale‘ Formate betrifft. Als Hauptreferenz gilt der *Lexikon-Roman* aus dem Jahr 1970, der als einer der ersten Hypertext-Romane Eingang in die Literaturgeschichte gefunden hat. Es war der Versuch, einen ‚Möglichkeitsroman‘ zu schaffen, bei dem es in einer rezeptionsästhetischen Wendung zur Beteiligung der LeserInnen kommt (Herberth & Tezarek 2017). Diese müssen ihren Weg auf der „sentimentalen Reise zum Exporteur-treffen in Druden“ und durch das wie ein Lexikon strukturierte Buch nämlich selbst finden und werden, sich selbst damit einen Roman bastelnd, zu Mitschaffenden. Die einzelnen nach Alphabetstruktur geordneten Textbausteine sind durch Pfeilverweise miteinander verbunden, wodurch es zu einem Aufbrechen der linearen Leseweise und zu einer Potenzierung der möglichen Lektürewege kommt. Zwar gibt es einen losen Handlungsstrang, doch ist dieser nicht die Hauptsache, weil er „die Welt in ihrer Möglichkeitenstruktur, mit all den denkbaren Verzweigungen“ (Okopenko o.J.) nicht adäquat zeigen würde: Zentral sind die individuellen Abweichungen, die Schleich- und Umwege, die man beim Lesen zurücklegt.

Man dürfe sich allerdings noch nicht zu viel von diesem ersten Versuch auf knapp 300 Seiten erwarten:

„Die Dürftigkeit des Modells sehen Sie mir, bitte, nach. Geographisch wie psychologisch wie

kombinatorisch könnte es ungleich reicher sein. Nehmen Sie das Prinzip für die Durchführung, denken Sie an den ersten Computer, erweitern Sie den Roman durch eigene Weiterknüpfung an Reizwörter, am besten: schreiben Sie ein Buch, das meines in seiner Kleinheit festnagelt.“
(Okopenko 1970, 7)

Die LeserInnen sind also aufgerufen, aus dem Text zu machen, was sie wollen, und darüber hinaus selbst ein ganzes Universum an Referenzen und Verweisen zu anderen Texten zu generieren. Okopenko schlägt vor, jedes Stichwort

„in einem neutralen Lexikon, einer Etymologie oder auch sinngemäß in Kompendien der Technik, Erotik, Völkerkunde, Psychiatrie etcetc, bei Marx, Wittgenstein oder in der Bibel nachzuschlagen. Mit diesem Rat bin [ich] im unweigerlich avantgardistischer als die neugierig erwartete Konkurrenz.“
(Okopenko 1970, 94)

Neue Abenteuer werden entstehen, sobald man sich von den starren Repräsentationsformen absetzt und zu einem Flaneur im fluiden Begriffsuniversum wird.

Die poetische Verheißung, die Okopenko mit seinem *Lexikon-Roman* aufgestellt hat, ist die der radikalen Vernetzung. In seinem Fall nimmt dieses Miteinander-Vernetzt-Sein die Form eines assoziativen Spiels an, das den LeserInnen originelle und verblüffende Verknüpfungen suggeriert (Suter 2000, 26f). Eben jene Linkstruktur weist auf die Hypertext-Literatur voraus, die erst mit den Mitteln des Computers und des Internets realisiert werden sollte (Müller 2017). Der *Lexikon-Roman* steht für ein Potenzial des Hypertextes, das mit der Formel ‚Poetik des Transports‘ bezeichnet werden kann: Der Link bringt die LeserInnen zu einem anderen, neuen Text und generiert auf diese Weise einen Intertext (Suter 2006, 60). Dergestalt entsteht ein Gewebe aus diversen heterogenen Texten, das verschiedene Kultur- und Wissensbestände zusammenbringt.

Die medialen Schranken, auf die Okopenko 1970 noch stieß, sind mit der Verlinkungsstruktur des WWW natürlich längst gefallen. Bereits in den 1990er-Jahren war mit der vormals ungeahnten Speicherkapazität der CD-ROM abzusehen, dass die Informationen der Zukunft anders gesichert, strukturiert und übertragen werden würden. Diesen Zeichen der Zeit ist Okopenko damals auch

gemeinsam mit dem Mediendesigner- und Künstlerkollektiv *Libraries of the Mind* (Franz Nahrada, Wolfgang Biró, Alfgard Kircher, Karlheinz Essl und Krista Kempinger) gefolgt. Innerhalb von sechs Jahren wurde eine elektronische Fassung des *Lexikon-Romans* erarbeitet (ELEX 1998, dazu Hauptfeld 1997/98), mit dem Ergebnis einer zum Teil von Okopenkos Stimme geleiteten interaktiven Text-, Grafik- und Fotogalerie. Es sollte ein Lese- und Hörereignis darstellen, bei dem sich das

„Fluidum‘ aus Möglichkeiten und Strukturen ergibt, Kreuzungspunkten, in denen für Momente viele Dinge zusammenfließen. [...] ‚Hyper-Text‘ besagt: In Büchern machen wir einen künstlichen Schnitt durch unseren Geist. Es gibt Anfang, Mitte, Ende. Im Kopf sind die Dinge aber kleine Partikel, die vielfältig miteinander verwoben sind. – Der Lexikon-Roman ist nach wie vor eine enzyklopädische Sammlung. Die Querverweise werden aber dank des Computers erst richtig nutzbar. [...] Daraus entsteht kein gerundetes, sondern ein offenes immer im Fluß begriffenes Weltbild.“
(Nahrada & [Okopenko] 1993)

Soweit ein künstlerisches Projekt im ausgehenden 20. Jahrhundert, an der *cutting edge* der Computer- und Internetkommunikation, als sich ein unermesslicher digitaler Kontinent für neue Gedankenexperimente, soziale Utopien und ‚go west‘-Erfahrungen öffnete. Begreifen lässt sich die Entwicklung der folgenden Jahrzehnte vielleicht tatsächlich am besten als eine Bewegung, mit der ein virtueller Raum geschaffen, spielend betreten und in weiterer Folge kolonialisiert und damit ökonomisiert wurde. Mit der fortschreitenden ‚Besiedlung‘ und Vernetzung wurden die UserInnen zu SchöpferInnen von Informationen, die als *Big Data* auf sie zurückwirken und die Frage nach dem Bewegen auf ausgelegten Kommunikations- und Konsumpfaden auf einer neuen Ebene stellen.

Neue Denkfiguren fürs WWW

Noch auf Papier und gegen ein starres, konservatives Sprachmonopol anschreibend hat Okopenko die Hypothese einer grenzenlosen Kommunikationsfreiheit entworfen, wie sie heute vom WWW suggeriert wird. Wie so viele andere experimentelle AutorInnen gerade in Österreich, deren Literatur lange Zeit von den Formen der staatlich-militärischen und katholischen Tradition geprägt war (Vogel 1993), wurde er durch

die intensive Arbeit mit und an sprachlichen Ausdrucksformen zu einem der Vorreiter digitaler Verfahren, die nicht mehr an ein Gesetz unverrückbarer statischer Einschreibungen gebunden sind, traditionelle Hierarchien relativiert haben und sich allem Anschein nach über die verkrusteten und autoritären Kommunikationsformen von einst hinwegzusetzen vermochten.

Das heißt selbstverständlich nicht, dass die globale Kommunikation nicht neuen Regeln und Regelmäßigkeiten folgen würde. Diese sind nicht länger von staatlichen Autoritäten oder einem ‚großen Anderen‘ bestimmt, sondern von generierten Daten und automatisierten Entscheidungsverfahren, also ‚algorithmischen Routinen‘ (Hartmann 2018, 149f). Der Computer wird uns immer einen Schritt voraus sein, weil er anhand von weltweit erhobenen statistischen Datenmengen automatisierte Auswahl- und Interaktionsprozesse antizipiert und diese standardisiert: Er weiß, was wir verlangen und gemacht haben werden. Treffender noch als von einer *Kultur der Digitalität* (Stalder 2016) wäre daher von einer *Kultur der Algorithmität* zu sprechen:

„Am Zenit der Medienmoderne steht nicht etwa Digitalität (das Format der Codierung), sondern eben Algorithmität (die Konstitution einer bestimmten Form von Medienwirklichkeit). Dem Algorithmus werden jetzt Qualitäten zugesprochen, die schon bis ins Monströse reichen. Doch das ist falsch, ideologisch oder ganz einfach uninformiert. Ein Algorithmus wirkt in einer statisch bestimmten Wirklichkeit (Datenraum), und generiert einen Output nach bestimmten Regeln, in denen Ästhetik und Urteilskraft nicht mehr gelten, sondern berechenbare Wahrscheinlichkeiten. Diese wiederum sind Grundlagen für Entscheidungen, die dann von Menschen und Institutionen umgesetzt werden.“
(Hartmann 2018, 151)

Diese Entwicklung einer neuen Medienwirklichkeit sei bislang aber im human- und geisteswissenschaftlichen Diskurs weitgehend unberücksichtigt geblieben, weil sie noch einer metaphysischen oder kulturpessimistischen Tradition folge. Dabei wären die digitalen Kulturtechniken durchaus aus der Perspektive der sprachphilosophischen, epistemologischen und phänomenologischen Reflexionen in der ‚Medienmoderne‘ zu betrachten, die sich im Grunde um die ‚Sprache und Wahrnehmung der Vielen‘, also um Demokratie und

Aufklärung drehen. Aus dieser Perspektive lässt sich beobachten, dass der Technik immer wieder ein Monströses „angedichtet“ wurde und dass es „im 20. Jahrhundert wenige Philosophen [gibt], deren Beitrag einen Diskurs zu dieser Problematik begründet hätte“ (Hartmann 2018, 152).

Massiv wird derzeit die *Vereindeutigung der Welt* (Bauer 2018) beklagt, die allgemeine Tendenz, den Algorithmen sämtliche Auswahlverfahren bis hin zu PartnerInnenwahl zu überlassen, um Begegnungen und Erfahrungen der Ambiguität, der Irritation, der Störung zu vermeiden. Wieso sich also in der Debatte um mündige Kommunikation in einer neuen Medienöffentlichkeit nicht jenen zuwenden, die bereits in der Vergangenheit emanzipierte Schritte gesetzt und vorgezeigt haben: den VertreterInnen moderner experimenteller Kunst und Dichtung, die stets der oberflächlichen Vermeidung von Ambiguität und einem *Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt* entgegenstanden? Vielleicht sollte man weggehen von der Vorstellung, dass das Beste noch kommt (Thaller 2017, 11) – es könnte sich einfach als algorithmisch vorbestimmt erweisen –, sondern davon ausgehen, dass das Beste, wie so häufig, bereits in der Gründungs- und Vorphase eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels definiert wurde und Zeugnis davon ablegen kann, welche anderen Entwicklungen ausgehend von einer Achtsamkeit auf individuelle Ausdrucks- und Assoziationsmöglichkeiten denkbar (gewesen) wären. Klingt eine Ausrichtung in diese Richtung naiv oder utopisch, so muss sie hochgehalten werden gegen ein Ideal „des ambiguitätsfrei[en] Maschinenmenschen, der selbstoptimiert im kapitalistischen Verwertungsprozess völlig effektiv funktioniert“ – in einer Welt, in der sich die Frage stellt, ob „sie demokratisch regiert werden könnte“ und „sich in ihr die Menschen in ihrer unterschiedlichen, gar widerständigen Persönlichkeit [...] entfalten“ (Bauer 2018, 94) könnten.

Das Archiv der Avantgarden bietet zur Beantwortung dieser Frage eine Überfülle an Materialien. Okopenko, ein „Demokrat der Sensibilität“ (Okopenko 2000, 42), ist nur ein Beispiel unter vielen anderen, das allerdings besonders gut aufzeigen kann, wie Kommunikation in Zeiten der Algorithmität anders zu denken wäre: als reflektiertes, assoziationsoffenes Navigieren durch den medienöffentlichen Alltag, im Widerstand gegen festgefahrene Denkkategorien und im Bewusstsein um die ‚Medialität der Dinge‘.

Bibliographie:

- Altenhöner, R. & Oßwald, A. (Hg.) (2015). *Webarchivierung in Bibliotheken* (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 62, 3/4). Abgerufen von http://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00240072, Zugriff am 20.05.2018.
- Bauer, T. (2018). *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust der Mehrdeutigkeit und Vielfalt*. Stuttgart.
- Cailliau, R. & Gillies, J. (2000). *How the Web Was Born: The Story of the World Wide Web*. New York.
- Hartmann, F. (2018). *Medienmoderne. Philosophie und Ästhetik*. Wiesbaden.
- Hauptfeld, G. (1997/98). *ELEX*. Abgerufen von <http://www.essl.at/bibliogr/elex.html>, Zugriff am 20.05.2018.
- Hebenstreit, D., Herberth, A. & Tezarek, L. (2017). Wahrnehmen, Sammeln, Systematisieren. Rausch und Fluidum bei Andreas Okopenko. In: Manojlovic, K. & Putz, K. (Hg.), *Im Rausch des Schreibens. Von Musil bis Bachmann*. Wien, S. 345-363.
- Herberth, A. & Tezarek, L. (2017). Andreas Okopenko, die österreichische Nachkriegsliteratur und das Politische. In: *Folia Linguistica et Litteraria*, 18 (1), S. 129-141.
- Herberth, A. (2018). Krieg trifft auf Alltag. Die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs in Andreas Okopenkos Kindernazi. In: Gansel, C. & Maldonado-Alemán, M. (Hg.), *Literarische Inszenierungen von Geschichte. Formen der Erinnerung in der deutschsprachigen Literatur nach 1945 und 1989*. Stuttgart, S. 159-168.
- Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hg.) (2017). *Digital Humanities. Eine Einführung*. Stuttgart.
- Kamzelak, R. & Steyer, T. (Hg.) (2018). *Digitale Metamorphose: Digital Humanities und Editionswissenschaft* (= Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften SB 2). Abgerufen von <http://www.zfdg.de/sonderband/2>, Zugriff am 20.05.2018.
- Kompetenznetzwerk Digitale Edition (KONDE) (2017). *Projekt*. Abgerufen von <http://www.digitale-edition.at/archive/objects/context:konde/methods/sdef:Context/get?mode=about>, Zugriff am 20.05.2018.
- Mediologie@Wien (2017). *Vorschlag zur Verbesserung der administrativen Prozesse an der Philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien im Bereich der Digital Humanities*. Abgerufen von <http://www.univie.ac.at/mediologie/blog/mittelbauinitiative-zur-verbesserung-der-administrativen-prozesse-an-der-philologisch-kulturwissenschaftlichen-fakultaet-der-universitaet-wien-im-bereich-der-digital-humanities-juni-2017>, Zugriff am 20.05.2018.
- Müller, R. (2017). Hypertext. In: Martínez, M. (Hg.), *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, S. 66-70.
- Nahrada, F., & [Okop]enko, A. (1993). Des Dichters Flußfahrt – eine Reise mit der Maus. Interview von Ronald Pohl. In: *Der Standard* (Wien, 16.04.1993). Abgerufen von <http://www.essl.at/bibliogr/elex-interview.html>, Zugriff am 20.05.2018.
- Okopenko, A. (1951). *Nachlass im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek*. Tagebücher. Wien (LIT), Sign.: 399/W152/2.
- Okopenko, A. (1970). *Lexikon Roman einer sentimental Reise zum Exporteurtreffen in Druden*. Salzburg.
- Okopenko, A. (1999). *Kindernazi*. Salzburg.
- Okopenko, A. (2000). Fluidum & Konkretionismus. Einkreisung eines apokryphen Stils. In: Okopenko, A. (Hg.), *Gesammelte Aufsätze und andere Meinungsäußerungen aus fünf Jahrzehnten*, Bd. 2: *Konfrontationen*. Klagenfurt, Wien, S. 19-56, 57-100.
- Okopenko, A. (2004). *Streichelchaos. Spontangedichte*. Klagenfurt, Wien.
- Okopenko, A. (2008). Von meinen Arbeitsmethoden & Einfangen, Ordnen, Verdichten. Meine Spiele mit Gelebtem. In: Okopenko, A. (Hg.), *Erinnerung an die Hoffnung. Gesammelte autobiographische Aufsätze*. Wien, S. 169-177, 178-182.
- Okopenko, A. (o.J.). *Teilvorlass im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek*. Wien (LIT), Sign.: 439.
- Okopenko, A. & Libraries of the Mind (1998). *ELEX. Der Elektronische Lexikonroman einer sentimental Reise zum Exporteurtreffen in Druden*. CD-ROM. Wien.
- Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW) (2018). *godigital*. Abgerufen von <https://www.oew.ac.at/stipendien-foerderungen/foerderprogramme/godigital>, Zugriff am 20.05.2018.

- Reichert, R. (2017). Digital Humanities als Wissenschaft. In: Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hg.), *Digital Humanities*. Stuttgart, S. 13-34.
- Sahle, P. (2017). Digitale Edition. In: Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hg.), *Digital Humanities*. Stuttgart, S. 234-249.
- Suter, B. (2000). *Hyperfiktion und interaktive Narration im frühen Entwicklungsstadium zu einem literarischen Genre*. Zürich.
- Suter, B. (2006). Der Hyperlink in der Literatur: Pause, Leerstelle oder Flucht? In: Dunker, D. & Zipfel, F. (Hg.), *Literatur@Internet*. Bielefeld, S. 57-74.
- Stäcker, T. (2017). Rezension von: Fotis Jannidis, Hubertus Kohle & Malte Rehbein (Hg.) (2017). *Digital Humanities. Eine Einführung*. In: *o/bib*, 4 (3), S. 142-148. Abgerufen von <https://www.o-bib.de/issue/view/2017H3>, Zugriff am 20.05.2018.
- Stalder, F. (2016). *Kultur der Digitalität*. Berlin.
- Text Encoding Initiative Consortium (TEI) (2016). *TEI: Text Encoding Initiative*. Abgerufen von <http://www.tei-c.org/index.xml>, Zugriff am 20.05.2018.
- Thaller, M. (2017). Geschichte der Digital Humanities. In: Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hg.) (2017). *Digital Humanities*. Stuttgart, S. 3-12.
- Universität Wien (2018). *Third Mission der Universität Wien*. Abgerufen von <https://thirdmission.univie.ac.at>, Zugriff am 20.05.2018.
- Vogel, J. (1993). Portable Poetics oder „Kennst du das Wörtlein Ordnung nicht?“ Neue Anmerkungen zu einem Thema der österreichischen Literatur. In: *manuskripte*, 119, S. 105-113.

Arno HERBERTH

Dr. phil., geboren 1978 in Linz. Projektmitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wien im FWF-Projekt „Andreas Okopenko: Tagebücher aus dem Nachlass (Hybridedition)“. Lehrtätigkeit an den Wiener Volkshochschulen in den Bereichen DaF/DaZ und externe Bildungsabschlüsse. DOC-team-Stipendiat der ÖAW. Wendelin Schmidt-Dengler-Preis für die Dissertation *Der Jugendsuizid in der Moderne – wissenschaftliche Vermessung und literarischer Diskurs*. Arbeitsschwerpunkte im Spannungsfeld Medizin und Literatur sowie in den Bereichen Narratologie und digitale Editionsphilologie.

Laura TEZAREK

BA MA, Universitätsassistentin (prae doc) am Institut für Germanistik der Universität Wien im Bereich Neuere deutsche Literatur. Studium der Germanistik an der Universität Wien und an der École normale supérieure in Paris. 2015–2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek im FWF-Projekt „Andreas Okopenko: Tagebücher aus dem Nachlass (Hybridedition)“. Arbeitsschwerpunkte: österreichische Nachkriegsavantgarde, literarische Netzwerke, digitale Editionsphilologie.

Christian ZOLLES

Dr. phil., arbeitet am Institut für Germanistik der Universität Wien im Bereich Neuere deutsche Literatur. Zuvor Studium der Germanistik und Geschichte in Wien, Promotionsstipendiat der ÖAW (DOC-team), AHS-Lehrer sowie Mitarbeiter am FWF-Projekt „Andreas Okopenko. Tagebücher aus dem Nachlass (Hybridedition)“. Arbeitsschwerpunkte im Spannungsfeld Literatur und Geschichte sowie im Bereich kulturhistorischer Zeit- und Raumvorstellungen. Monografie: *Die symbolische Macht der Apokalypse. Eine kritisch-materialistische Kulturgeschichte politischer Endzeit* (2016).

Preservation im Zeitalter der Drohnen

Aus den Vorarbeiten zu einer Archivpolitik der Sorge

Thomas Ballhausen
Universität Wien

*a life of excitement
rock n roll, poetry and girls lost in it
books, shelves, fall, the bureau of chaos
Thurston Moore: book thief*

P räambel

Mit den vorliegenden Ausführungen, die bewusst offenen und essayistisch angelegt sind, möchte ich angesichts der Herausforderungen und Möglichkeiten der Digitalisierung in geraffter Weise, als eine Art des In-Erinnerung-Rufens, wiederholend grundlegende Fragen rund um das Archiv skizzieren und entsprechend erweitern: Unter Einrechnung philosophischer und theoretischer Hypothesen (Bezug: Husserl), wird eine Weiterführung und Aktualisierung betrieben (Bezug: Blumenberg), die eben nicht zuletzt angesichts der Digitalisierung ein Wiederhereinnehmen der zeitlichen Dimension in die Überlegungen unter dem ausgewiesenen Vorzeichen der Sorge (Bezug: Heidegger) vorantreibt. Das Archiv wird dabei einmal mehr als die notwendige Grundlage der distinkt beschreibbaren, in der wissenschaftlichen Praxis aber miteinander verflochtenen Bereiche Mediengeschichte, Medientheorie und Medienanalyse erfahrbar. Der Anteil der Philosophie an der Mediengeschichte (und ihrer Verfertigung bzw. ihrem Vollzug) wird dabei ebenso deutlich werden, wie die sich aus ihr zu ziehende Option mentaler Selbstverteidigung – unter der mitzudenkenden Perspektive der Digitalisierung wird einer reflektierenden Positionierung zugearbeitet. Einblicke in die Arbeiten an und mit den Begriffen erlauben die – angesichts kursierender, exkludierender Alarmierungsrhetoriken m.E. nach dringend notwendige – Bezugnahme auf entsprechende philosophische, ja literarische Haltungen. Eingedenk dieser Kontexte sind die folgenden, durchaus persönlichen Vorarbeiten zu einer noch zu leistenden Archivpolitik der Sorge – denn mehr kann hier vorerst nicht angeboten werden – einerseits Bekenntnis zur Dokumentation als

Grundierung für Forschungsermöglichung, andererseits zur Forschung im Archiv und aus ihm heraus. Die Ausführungen werden durch eine autoptischen Bibliografie ergänzt, die zur eigenen lesenden Vertiefung einladen soll.

1. Anschließend an eine für mich im besten Sinne andauernde Auseinandersetzung mit dem Archiv und den daran gekoppelten Praxen und Herausforderungen sollen hier erste Gedanken vorgestellt werden, die unter Einrechnung früherer Überlegungen, Wiederholungen und weiterentwickelter Ansätze auf eine Archivpolitik der Sorge abzielen. Für die Ausbreitung dieser Vorarbeiten, die in ihrer Vorläufigkeit gelesen und verstanden werden müssen, sollen die größeren theoretischen Kontexte angesprochen, die zentralen Aspekte dehnend erkundet, schließlich auch die etymologischen Hintergründe einer Bühne der vorgestellten Denkbewegung aufgespannt werden. Die hier angedeutete, betriebene Verschränkung von Archiv, Politik und Sorge passiert im Bewusstsein für die produktive zu wendende philosophische Dynamik aus – verknappt gesagt – zentraleuropäischer Begriffsgeschichte und französisch-angloamerikanischer Diskursanalyse. Diese unternommene diskursive Verschränkung (oder auch einem bei Leibniz entlehnten Schuhband gleich: Verknotung) soll mit den Mitteln der Philosophie und der Literatur fragen und forschen. Dabei möchte ich aber, soweit es mir möglich ist, nicht den Fehler machen bzw. fortschreiben, von der Anhöhe eines platonischen Plateaus aus den Künsten ihre Funktions- und Wirkungsweisen limitierend auszudeuten. Zumindest in diesen vorläufigen Aufzeichnungen, denn das ist der Charakter des Vorliegenden in all seiner einzugestehenden Unvollständigkeit und vielleicht auch Fehlerhaftigkeit, soll auf eine wahre Nachbarschaft zwi-

schen diesen Feldern gesetzt werden. Der Zug in bzw. durch diese Felder, der nicht ganz ohne *fronde* auskommen will, wird sich, sozusagen der Form des Essays entsprechend, und in Form von stoßhaften, paragrafenhaften Bildern unterschiedlicher Länge entfalten. In diesen Passagen zeigt sich hoffentlich, was ich mir bei Franz Kafkas „Das Schweigen der Sirenen“ leihen möchte, nämlich: einerseits weniger das Erzählen, als die essayistisch-literarisch motivierte Darlegung von Lektüre und Ansätze der Auslegung, andererseits der „Beweis dessen, daß auch unzulängliche, ja kindische Mittel zur Rettung dienen können“.

2. Das Archiv als auch die Gegenwart sind als dynamisch zu verstehen. Der essayistisch-literarische Text und sein Reagieren auf die Textur der Erinnerung ist für mich von einem Verständnis für Gegenwart bzw. Gegenwärtigkeit geprägt die diese als diskontinuierlich definiert. Im Sinne von Osbornes „operative fiction“ wird innerhalb des umstrittenen *Jetzt* das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart verhandelt. Die Stoßrichtung des Vorgestellten will also die Begriffe von Archiv, Politik und Sorge in ihrer beweglichen Formierung um ein permanent verhandeltes Jetzt darstellen und erfahrbar machen. Mit Archiv, Politik und Sorge möchte ich verdeutlichen, dass Begriffe und ihre Geschichte in ihrer Aktualität bzw. Aktualisierung zu denken sind und sie, eben weil sie im allerbesten Sinne unabschließbar (also auch: unerledigt und nicht zu erledigen) sind, Gültigkeit für die aktuellen Praxen der Arbeit im bzw. am Archiv haben. Das Verständlich-machen mit den Konzessionen des Literarischen führt zu einer zweiten gelegten wie auch nachzugehenden Spur, nämlich der der Literatur als unlegbarer Teil des kulturellen Erbes. Die vollumfängliche Sagbarkeit der Literatur (aber auch: des gewählten Schweigens) macht deutlich, dass mit der Literatur nichts weniger als *alles* auf dem Spiel steht. Die Wertigkeit der Künste lässt sich nicht einfach in Zahlen ausdrücken. Literatur als Kritik und kulturelles Erbe zeigt eine ihrer vielen Valenzen als die Relation zur Geschichte und zur Historiografie: Hinsichtlich der Vergangenheit wirkt sie erinnerungsstiftend, hinsichtlich der Gegenwart reflektierend und in Bezug zur Zukunft eben entwerfend und ausgestaltend. Unsere Verstrickungen, auf die uns die Macht der Fiktion – etwa auch in ihrer substituierenden Qualität hinsichtlich von Überlieferungsbelegen – stößt, möchte ich hier mit den erwähnten Textbildern beginnen zu adressieren. In den Bildern verbinden sich Erkennen und Wissen, mit ihnen lässt sich das

Archiv, in Anlehnung an Kentridge, als Labor und auch vielleicht als Atelier denken. Die daraus zu schöpfende Epistemologie der Entlinearisierung spiegelt sich zumindest teilweise im vorliegenden Textangebot und seiner Struktur.

3. Das Archiv steht für eine geordnete Sammlung und den Ort ihrer Aufbewahrung. Es wurde als Begrifflichkeit (neu) positioniert und etabliert, die abseits ihrer stark auf den wirtschaftlich-verwaltungsspezifischen Bereich fokussierten Ausrichtung, in den letzten Jahrzehnten immer häufiger in konstruktiver Verbindung zu den Bereichen des Museums und der Bibliothek gedacht und konzipiert wird. Dies liegt neben der Praktikabilität der Verknüpfung, der Aufwertung des von Kunst und Kultur genutzten Archivguts und einer medial sensibler und anspruchsvoller sozialisierten Öffentlichkeit wohl zu einem Gutteil auch daran, dass diese Institutionsformen zumeist ebenfalls interne Archive ausbildeten um heterogene Teilbestände adäquat aufarbeiten und verwalten zu können. Abseits der klassischen Sammlungsinhalte, wie etwa dem Medium Buch (für die Bibliothek) oder dem mehr oder minder singulären Objekt (für das Museum), fanden etwa Nachlässe oder nicht-publiziertes Material ihren Weg in diese Institutionen. Die Herausforderung der Datenerfassung, der Bewahrung und sachgerechten Aufarbeitung verlangte und verlangt nach einem archivalischen Zugang innerhalb erwähnter sammlungsspezifischer Strukturen.

4. Etymologisch betrachtet ist das Archiv neben dem Gebäude, das es ist und beherbergt, mit den *archontes*, den Bewahrern und (oftmals: ersten) Interpreten der (offiziellen) Dokumente verbunden: Sie sind die Garanten der Bewahrung, der Erinnerung und der Aktualisierung. An ihnen ist es, die Archivalien intelligibel und gegenwärtig zu halten, Demut gegenüber der unaufhörlichen Aufgabe des Archivs *und* reflektiertes Selbstbewusstsein für das eigene Wirken darin bzw. daran zu bewahren. In der Ausgestaltung innerer Ordnungen, die eine Verbundenheit und das umfassende Verständnis der heterogenen Bestände mitmeinen muss, soll auch eingerechnet sein, dass die jeweiligen Bestände ihre jeweiligen Qualitäten nicht oder nicht immer gleich zu erkennen geben. Die aktuell geführten philosophischen Debatten zwischen, vereinfachend gesagt, radikalontologischen Materialisten und subjektzentrierten Epistemologen haben m.E. nach einen eher indirekten Einfluss darauf, wie archiviert und

erschlossen wird, erweisen sich aber als umso wirkmächtiger, wenn wir nach dem Umgang mit dem archivierten Gut fragen. Die Praxen des Archivierens, die physische Beschaffenheit mitdenken müssen ohne dabei zu verharren, erzeugen in der Erschließung und Aufnahme des Objekts seinen Dokumentenstatus mit und verleihen dem nun archivierten Objekt eine potentielle, zweite Lebendigkeit. Abseits einer mir fragwürdigen und auch politisch unverantwortlichen Ausklammerung oder Überwindung des Humanen – auch in Hinblick auf die Archivare im Verhältnis zu ihrem Archiv – zeigt sich die Einrichtung und Moderation der Beziehungen zwischen dem Archiv und dem von Derrida apostrophierten „Draußen“ als duale Verantwortung: als Verantwortung gegenüber den Sammlungen, aber auch als eine gegenüber einer veränderten, anspruchsvollen Öffentlichkeit. Das Archiv, das in dem Großteil seiner historischen Tradition und teilweise auch heutzutage kein Interesse hat, dieser medial anders sozialisierten Öffentlichkeit, Einblick zu gewähren, hat sich, was nicht vergessen werden soll, parallel zu eben dieser Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert zu wandeln begonnen. Im Archiv überschneiden sich also nicht nur die unterschiedlichsten Bestandsarten und Bereiche, sondern auch Interessenslagen, die es zu moderieren gilt. Es ist also, obwohl in einer Gerichtetheit organisiert, ungeschlossen, unausgesetzt und synchron. Das Archiv, das unbedingt zu sein hat, kann und wird aber niemals bedingungslos sein.

5. Die Bewahrung der Bestände kann als die wohl dringlichste Aufgabe des Archivs verstanden werden. Dieser wissenschaftlich unterfütterte Vorgang der Rückgewinnung des Vergessenen, Vergangenen und auch Verdrängten kann nur im Sinne einer Balance zwischen Bewahren und Zugänglichmachen der Bestände – so ihre Beschaffenheit dies zulässt – gedacht und gelebt werden. Das Archiv – das gleichermaßen System der Ordnung und eigentliche Sammlung ist, die durch ein differenzschaffendes Scharnierelement administrativer, submedialer Prozesse verbunden sind – kann auf diesem Weg als Ort der intellektuellen Wertschöpfung begriffen werden, der durch seine heterogenen Bestände *vor-geprägt* ist. Die unterschiedlichsten Arten des Bestandes sind dabei eben nicht nur wesentliches Kennzeichen, sondern vielmehr auch eine positiv wirkende Rahmenbedingung für den Umgang mit dem jeweiligen Material und Vorgabe gewisser Grundlinien diskursiver Arbeiten und Heran-

gehensweisen. So kann abseits von fälschlich unterstelltem Selbstzweck über eine andauernde Neubewertung nicht nur ein umfassenderes, besseres Verständnis der eigenen Disziplin und neuerer Entwicklungen, sondern auch ein kritisches Analyseinstrumentarium umfassenderer sozialer Prozesse gewonnen werden. Die konsequente Befragung der gegebenen Sammlungsbestände – was also etwa noch als Ausstellungsexponat tauglich ist, oder aber eben schon als Teil einer disziplinhistorischen Auseinandersetzung gilt – kann eben nicht im engen Verständnis einer als allumfassend missverstandenen Hermeneutik der endgültigen und immerwährenden Ergebnisse stattfinden. Vielmehr verlangt eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Erinnerung und Archiv nach einer – im poststrukturalistischen Sinne – Kette miteinander verknüpfter Auslegungen, die auch die Geschichte des eigenen Arbeitsfeldes befruchten und vorantreiben. Trotz der mitunter kritisch zu betrachtenden Ausrichtung dieser interpretativen Verfahrensweise, ist diese doch die geeignetste, um die Veränderung des Stellenwertes des erfassten Materials, in Bezug zu einer in narrativen Formen organisierten (Disziplin-) Geschichtsschreibung und hinsichtlich aktueller Fragestellungen, aufzuzeigen.

6. Zu berücksichtigen bleibt dahingehend auch die disziplininterne Bedeutungszuschreibung im Rahmen einer zweifachen Bewegung: Die erste dieser Bewegungen ist die Herauentwicklung des jeweiligen Artefakts aus einer der Entropie verhafteten Phase der Unordnung, des Chaos', vielleicht sogar des Mülls in einen Zustand der Aufwertung. Die zweite, daran wohl zumeist anschließende Bewegung, ist die einer – auch mnemotechnisch relevanten – Zirkulation von Semantisierungsleistungen im Rahmen der Auseinandersetzung mit Sammlungsbeständen und Einzelobjekten, einem Diskurs im Sinne eines Oszillierens zwischen zwei Spannungspunkten. Diese intellektuell-logistische Leistung schließt auch Bedeutungsverschiebungen und (Neu-)Bewertungen mit ein. Auch hinsichtlich der (metaphorischen) blinden Flecken, die sich durch die Eingebundenheit in ein System ergeben – also im weitesten Sinne eine Bezüglichkeit im Sinne von Position, Beobachtung und zu verrichtender Arbeit – kann das Erkennen dieser Position, ganz im Sinne einer weiterführenden Verbindung von Rationalität und Sammlung, zu einer Erkenntnis der Teilhabe an historischen bzw. historisierenden Prozessen führen. Dabei ist es ja durchaus erstrebenswert,

die Gegenwärtigkeit dieser mnemotechnischen Archivarbeit dabei nicht aus den Augen zu verlieren, also an aktuellen Diskursen zu partizipieren und dem dringlichsten Wunsch der Archive nachzukommen: einem delirierenden Zustand zu entkommen und auf eine Ordnung zuzusteuern, die in der Lage ist, sich selbst kritisch zu befragen und der eigenen Disziplin sinnvolle Möglichkeiten der Unterstützung und der (Selbst-)Reflexion im Sinne einer metaphorischen Registratur bieten zu können. Dies gilt auch in einem umfassenden Sinne für die in den Institutionen tätigen Personen, die durch ihre Tätigkeit immer auch im Archividiskurs mitgemeint und miteingeschrieben sind. Sie sind im Schnittfeld, das das Archiv abgibt (beispielsweise zwischen dem Ethischen, dem Technischen, dem Juridischen usw.) somit die Verantwortlichen, die mit ihrer Leistung dazu beitragen müssen, dass das oben angesprochene Gleichgewicht der Verantwortung gegenüber den Beständen und auch gegenüber der Öffentlichkeit gewahrt bleibt.

7. Die Politik (des Archivs) als kluges, lenkendes Verhalten geht zwangsweise über die Möglichkeiten und Wirkungsweisen *einer* Disziplin hinaus. Im Bewusstsein für Macht und Verantwortung der archivalischen Aufgaben, müssen, wie zuvor schon erwähnt, Demut und Entscheidungskompetenz zusammengedacht werden, soll das Verhältnis von Erhaltung und Zugänglichmachung gewährleistet sein und bleiben. Die Statusveränderung des jeweiligen Objekts, das durch die Praxen des Archivierens zum Dokument wird ist ein schon angedeutetes Beispiel für die Ausrichtung am Gesetz, an einer gesetzten Verbindlichkeit. Das breite Feld der Bedeutungen des Gesetzes reicht vom Sakralen bis zum Säkularen (von *nómos* zu *lex*), es umfasst eine Funktion von Ordnung und Order. Das rechtmäßige Gebot, das der Inbegriff von Vorschriften und auch der jeweiligen Schrift(en) (*lettre*) selbst ist, setzt sich positiv vom sogenannten natürlichen, unverschriftlichten Gesetz, dem *ágraphos nómos*, ab: Anders als diese Konventionen oder Sitten, kann das Gesetz (des Archivs) nach einem geregelten, aus sich selbst abgeleiteten, gegebenen Verfahren auch erzwungen und durchgesetzt werden. Die Wandlung eines solchen Gesetzes, das immer in einem Verhältnis zur Gesamtheit des jeweils Gültigen zu stehen kommt, kann nur nach präfigurierten Konditionen vollzogen werden, die im Sinne seiner Zweckmäßigkeit und sinnhaften Anwendbarkeit sind. Das Gesetz (des Archivs) braucht im Sinne

von Verbindlichkeit und spezifischem Telos, also freiwilliger Befolgung, Maßstäbe der Vernunft, der Richtigkeit (auch: der Gerechtigkeit) und Aktualität, um zu einer sinnhaften Anwendbarkeit und Lebbarkeit zu gelangen, die positiv, aber eben nicht positivistisch ist. Das stimmige, reflektierte Wahrnehmen unserer Handlungsoptionen zur – im Hegelschen Sinne – Verwirklichung unserer Arbeit im und am Archiv ist deutlicher Vorzug, es sich schwer machen zu sollen. Diese zumeist unsichtbare Arbeit wird oftmals erst sichtbar, wenn sie *fehlt*.

8. Dieses Sorgen, um nun im Anschluss an Martin Heidegger auch dahingehend wortwörtlich zu werden, ist der daran gebundene, achtsame und fürsorglich tätige Umgang, der von allen notwendigen Instrumenten Gebrauch macht – die ebenfalls zumeist erst bemerkt werden, wenn sie versagen. Positiv gedacht kann (und: soll), auch im Sinne von Osbornes erwähntem Denkansatz zu Gegenwart und Gegenwärtigkeit, im Archiv aber eine kümmernde, konzentrierte, auf die Freiheit ihrer Optionen gerichtete Sensibilität wirken, die sich auch ihrer eigentlichsten Chronologie bewusst ist. Die nicht zuletzt auch zeitliche Struktur der Sorge befördert ein Verständnis für die richtigen Momente der sich im Jetzt öffnenden und schließenden Zeitfenster. Hinsichtlich der schützenden Form der Sorge ist im Sinne des Archivs auch die Vorsorge angelegt, also ein auf die Zukunft und Zukünftiges gerichtetes Wirken, das in aller Zurückgenommenheit Materialien möglichst nicht antizipierend be- bzw. abwertet und Geschichte in ihrer Synchronizität begreift. Im Sinne der dualen Verantwortung des Archivs, der Erhaltung und Erschließung des Archivierten, bündelt die Sorge unsere Verpflichtungen zu suchen, zu bewahren, zu öffnen – und wo notwendig, auch zu bewachen.

9. Es bedarf dafür einer neuen mentalen Matrix, eines erneuerten Verständnisses von Geschichte, Geschichtsschreibung und Historiographie. Die (Re-)Politisierung des Archivs ist dabei ebenso unvermeidlich wie wünschenswert. Der zu vollziehende Schritt der Etablierung des Archivs als dahingehend wirksames und effektives Denkmodell ist nur bei gleichzeitiger In-die-Pflichtnehmen der mehrdeutig lesbaren Kritik – also etwa als Kritikfähigkeit oder -würdigkeit – realisierbar. Der Modus der Setzung ist begleitet vom Gestus dieser Kritik. Das erneute (oder vielleicht auch: neue) Setzen des Archivs als Denkmodell

öffnet den Blick auf die nicht zuletzt auch materiellen Objekte (wie z.B. Texte, Bilder, usw.), in die die Geschichte zerfällt. Vorsätzlich wortwörtlich *wieder-holend* meint dies: Das Archiv soll dabei einerseits als Trias aus Institution, Sammlung und Praxis angesetzt werden, andererseits, unter Rückgriff auf David L. Martin, hinsichtlich der Quellen als diskursives Dreigespann aus Sammlung, Körper (auch im Sinne einer physischen Beschaffenheit der jeweiligen Quellen) und einer medialen Kartografie, die eine produktive Kritik an progressionslinearer Historiographie möglich macht. Das ordnende Archiv dient dabei als Register des Historiographischen, als Option der Reflexion darüber, wie wir der an sich sinnlosen Geschichte welchen Sinn verleihen. Dieses Moment der Stiftung ist aber nicht in der Art einer einmalig gesetzten und in der Folge unterhinterfragbaren hermeneutischen Praxis zu denken, sondern vielmehr als Notwendigkeit, die Quellen kompetent – also auch: skeptisch – immer wieder (und immer wieder: neu) einer Lektüre und Kontextualisierung zu unterziehen. Auch dies ist

Teil des unausgesetzten zyklischen, zu vermittelnden Arbeitens am Archiv – eben als Arbeit am Archivierten. Ein solchermaßen erweiterter, den jeweiligen Beleg aus der Gesamtheit der Sammlung heraushebender Blick ist sich der Historizität als auch des gegenwärtigen Augenblicks bewusst. Die Aussicht auf die darauffolgende Zukunft, für die es eben Sorge zu tragen gilt, manifestiert sich dabei stets neu als Herausforderung zur ethischen Haltung einer Verpflichtung zur Verantwortung gegenüber von Sammlung *und* Öffentlichkeit. Die logistisch-intellektuelle Leistung des Archivs (bzw. des Archivars) im Sinne von choreografischer Verknüpfung und sensibler Aktualisierung ermöglicht nicht nur die Befragung der Quellen, sondern auch das Herausarbeiten von Widerständigkeiten, vielleicht auch das Zeitigen von Verwerfungslinien, die zu dem führen, was in all seiner Mehrdeutigkeit zu begreifen – im Sinne der damit angesprochenen Fähigkeit, aber auch der Würdigkeit – und als solche gesamtgesellschaftlich anzudeuten, oder auch, wenn möglich, zu leben ist: eine *Kritik* der Archive.

Herangezogene und weiterführende Literatur:

- Adorno, T.W. (2016). *Philosophische Terminologie. I und II*. Herausgegeben von Henri Lonitz. Berlin.
- Agamben, G. (2017). *Die Erzählung und das Feuer*. Frankfurt a.M. 2017.
- Aiden, E. & Michel, J.-B. (2013). *Uncharted. Big Data as a Lens on Human Culture*. New York.
- Bailer-Jones, D. M. (2009). *Scientific Models in Philosophy of Science*. Pittsburgh, PA.
- Bachur, J. P. (2017). *Schrift und Gesellschaft. Die Kraft der Insriptionen in der Produktion des Sozialen*. Weilerwist.
- Ballhausen, T. (2005). *Kontext und Prozess. Eine Einführung in die medienübergreifende Quellenkunde. Ansätze – Beispiele – Literatur*. Wien.
- Ballhausen, T., Strunz, V. & Krenn, G. (Hg.) (2014). *geschichte erzählen. Medienarchive zwischen Historiographie und Fiktion*. Wien.
- Ballhausen, T. (2015). *Signaturen der Erinnerung. Über die Arbeit am Archiv*. Wien.
- Ballhausen, T. (2016). *Gespensersprache. Notizen zur Geschichtsphilosophie*. Wien.
- Bartscherer, T. & Coover, R. (Hg.) (2011). *Switching Codes. Thinking Through Digital Technology in the Humanities and the Arts*. Chicago.
- Berrebi, S. (2014). *The Shape of Evidence. Contemporary Art and the Document*. Amsterdam.
- Blumenberg, H. (2013). *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Kommentar von Anselm Haverkamp unter Mitarbeit von Dirk Mende und Mariele Nientied. Frankfurt a.M.
- Bodendorf, F. (2006). *Daten- und Wissensmanagement*. Berlin.
- Borgman, C. L. (2007). *Scholarship in the Digital Age. Information, Infrastructure, and the Internet*. Cambridge, MA.
- Borgman, C. L. (2015). *Big Data, Little Data, No Data. Scholarship in the Networked World*. Cambridge, MA.
- Bredenkamp, H. (2004). *Die Fenster der Monade. Gottfried Wilhelm Leibniz' Theorie der Kunst und Natur*. Berlin.
- Brunner, O., Conze, W., & Koselleck, R. (Hg.) (2004). *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Studienausgabe*. Stuttgart.
- Burdick, A., Drucker, J., Lunenfeld, P., Presner, T. & Schapp, J. (2012). *Digital_Humanities*. Cambridge, MA.
- Castoriadis, C. (1984). *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt a.M.
- Dalkir, K. (2011). *Knowledge Management in Theory and Practice*. Cambridge, MA.
- Daston, L. (Hg.) (2004). *Things That Talk. Object Lessons from Art and Science*. New York.
- Dawson, P. (2005). *Creative Writing and the New Humanities*. London.
- Dengel, A. (Hg.) (2012). *Semantische Technologien. Grundlagen – Konzepte – Anwendungen*. Heidelberg.
- Denker, A. (2011). *Unterwegs in Sein und Zeit. Einführung in Leben und Denken von Martin Heidegger*. Stuttgart.
- Derrida, J. (1987). *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie. Ein Kommentar zur Beilage III der „Krisis“*. München.
- Derrida, J. (1997). *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin.
- Didi-Huberman, G. (2016). *Atlas oder die unruhige Fröhliche Wissenschaft. Das Auge der Geschichte III*. München.
- Easley, D. & Kleinberg, J. (2010). *Networks, Crowds, and Markets. Reasoning about a Highly Connected World*. Cambridge.
- Ebeling, K. (2016). *Wilde Archäologien 2. Begriffe der Materialität der Zeit – von Archiv bis Zerstörung*. Berlin.
- Farge, A. (2011). *Der Geschmack des Archivs*. Göttingen.
- Feick, H. (1991). *Index zu Heideggers ‚Sein und Zeit‘*. 4., neubearbeitete Auflage von Susanne Ziegler. Tübingen.
- Fetz, B. (2009). *Das unmögliche Ganze. Zur literarischen Kritik der Kultur*. München.
- Fitzpatrick, K. (2011). *Planned Obsolescence. Publishing, Technology, and Future of the Academy*. New York.
- Floridi, L. (Hg.) (2004). *The Blackwell Guide to the Philosophy of Computing and Information*. Malden, MA.

- Floridi, L. (2011). *The Philosophy of Information*. Oxford.
- Floridi, L. (2013). *The Ethics of Information*. Oxford.
- Friedrich, M. (2013). *Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte*. München.
- Friesinger, G., Schoßböck, J. & Ballhausen, T. (Hg.) (2016). *Digital Migration. Konstruktionen – Strategien – Bewegungen*. Wien.
- Galloway, A. R. & Thacker, E. (2007). *The Exploit. A Theory of Networks*. Minneapolis.
- Gitelson, L. (2014). *Paper Knowledge. Toward a Media History of Documents*. Durham.
- Goldsmith, K. (2017). *Uncreative Writing. Sprachmanagement im digitalen Zeitalter*. Erweiterte deutsche Ausgabe. Berlin.
- Haas, G. (2017). *Fictio/critical Strategies. Subverting Textual Practices of Meaning, Other, and Self-Formation*. Bielefeld.
- Hahn, D. (Hg.) (2016). *Beyond Evidence. Das Dokument in den Künsten*. Paderborn.
- Heidegger, M. (1985). *Unterwegs zur Sprache*. Frankfurt a.M.
- Heidegger, M. (2006). *Sein und Zeit*. Tübingen.
- Husserl, E. (1982). *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem Register versehen von Elisabeth Ströker. Hamburg.
- Irimia, M., Manea, D. & Paris, A. (Hg.) (2017). *Literature and Cultural Memory*. Leiden.
- Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hg.) (2017). *Digital Humanities. Eine Einführung*. Stuttgart.
- Kafka, F. (2008). *Die Erzählungen. Drucke zu Lebzeiten aus dem Nachlass*. Herausgegeben von Dieter Lamping in Zusammenarbeit mit Sandra Poppe. Düsseldorf.
- Kentridge, W. (2016). *Sechs Zeichenstunden*. Köln.
- Kentridge, W. (2018). *In Verteidigung der weniger guten Idee. Sigmund Freud Vorlesung 2017*. Wien.
- Kolbe, C. (2008). *Digitale Öffentlichkeit. Neue Wege zum ethischen Konsens*. Berlin.
- Kuhlen, R., Semar, W. & Strauch, D. (Hg.) (2014). *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation. Handbuch zur Einführung in die Informationswissenschaft und -praxis*. Berlin.
- Lepper, M. & Raulff, U. (Hg.) (2016). *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Stuttgart.
- Liu, A. (2004). *The Laws of Cool. Knowledge Work and the Culture of Information*. Chicago.
- Liu, A. (2008). *Local Transcendence. Essays on Postmodern Historicism and the Database*. Chicago.
- Martin, D.L. (2011). *Curious Visions of Modernity. Enchantment, Magic, and the Sacred*. Cambridge, MA.
- Merker, B. (2015). Die Sorge als Sein des Daseins (§§39-44). In: Rentsch, T. (Hg.): *Martin Heidegger: Sein und Zeit*. Berlin, S. 109-123.
- Müller, E. & Schmiederer, F. (2016). *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*. Berlin.
- Nentwich, M. (2003). *Cyberscience. Research in the Age of the Internet*. Vienna.
- Osborne, P. (2013). *Anywhere Or Not At All. Philosophy of Contemporary Art*. London.
- Perec, G. (2014). *Denken/Ordnen*. Zürich.
- Rentsch, T. (2013). ‚Sein und Zeit‘. Fundamentalontologie als Hermeneutik der Endlichkeit. In: Thomä, D. (Hg.): *Heidegger Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, S. 48-74.
- Rombach, H. (1988). *Strukturontologie. Eine Phänomenologie der Freiheit*. München.
- Sahle, P. (2013a). *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 1: Das typografische Erbe*. Norderstedt.
- Sahle, P. (2013b). *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 2: Befunde, Theorie und Methodik*. Norderstedt.
- Sahle, P. (2013c). *Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 3: Textbegriffe und Recodierung*. Norderstedt.
- Scholz, S. & Vedder, U. (Hg.) (2018). *Handbuch Literatur & Materielle Kultur*. Berlin.
- Schmatz, F. (2016). *aufSÄTZE! Essays zur Poetik, Literatur und Kunst*. Berlin.
- Schmieder, F. & Weidner, D. (Hg.) (2016). *Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven*. Berlin.
- Spieker, S. (2008). *The Big Archive. Art from Bureaucracy*. Cambridge, MA.
- Trültzsch-Wijnen, S., Barberi, A. & Ballhausen, T. (Hg.) (2016). *Geschichte(n), Repräsentationen, Fiktionen. Medienarchive als Gedächtnis- und Erinnerungsorte*. Köln.

- Vetter, H. (2014). *Grundriss Heidegger. Ein Handbuch zu Leben und Werk*. Hamburg.
- Waraschitz, C., Fröschl, G. & Ballhausen, T. (Hg.) (2016). *Authentisch im Netz. Perspektiven auf Verantwortungen und Herausforderungen zukünftiger Archivarbeit*. Wien.
- Witten, I. H., Bainbridge, D. & Nichols, D. M. (2010). *How to Build a Digital Library*. Amsterdam.
- Wrana, D., Ziem, A., Reisigl, M., Nonhoff, M. & Angermüller, J. (Hg.) (2014). *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. Berlin.
- Zwinger, V., Ballhausen, T. & Kneucker, R. (Hg.) (2017). *Zur Gegenwart der Geschichte. Österreichische Archivquellen in europäischer Perspektive*. Wien

Thomas BALLHAUSEN (1975)

Mag. Dr., Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, der Germanistik, der Philosophie und der Sprachkunst in Wien. Lehrbeauftragter u.a. an der Universität Wien und der Akademie der bildenden Künste. Internationale Tätigkeit als Vortragender, Redakteur und Kurator. Seit 2017 Leiter der Pressedokumentation an der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur/Literaturhaus Wien. Wissenschaftliche Veröffentlichungen zu den Schwerpunktthemen Archivtheorie, Critical Heritage Studies, Literaturgeschichte und Medienkomparatistik; zuletzt erschien die Monografie *Fauna. Sprachkunst und die neue Ordnung imaginärer Tiere. Language Arts and the New Order of Imaginary Animals*. (2018; gemeinsam mit E. Pejtchinska).

Research Corner

Im Zeichen der Rotationsmaschine

Zum Bild des Journalismus in Heimito von Doderers Roman *Die Dämonen*

Andrea Reisner

Institut für Germanistik, Universität Wien

Abstract

In diesem Beitrag werden für die historische Kommunikationsforschung relevante Teile meiner Dissertation über Schreibszenen in Heimito von Doderers *Dämonen* präsentiert. Welches Bild zeichnet Doderer, der sich vor allem in der Zeit der Ersten Republik selbst als Journalist versuchte, in diesem 1956 erschienenen Roman von der Zeitungsbranche? Dieser Frage wird anhand einer genauen textlichen Analyse des Romankapitels „Die Allianz“ nachgegangen. Das redaktionelle Personal ist in ein Geflecht teils verborgener Beziehungen und Abhängigkeiten verstrickt und streng hierarchisch unterteilt, von einer grauen Eminenz an der Spitze des Konzerns bis hin zu den ganz unten stehenden anonymen freien Mitarbeitern („Larven“). Aufschlussreich ist es auch, einen genaueren Blick auf das fiktive Verlagsgebäude zu werfen, das als Labyrinth aus Gängen und Treppen erscheint. Journalistisches Schreiben wird in den *Dämonen* nicht als intellektuelle Tätigkeit, sondern – in Abgrenzung etwa zum schriftstellerischen oder wissenschaftlichen Schreiben – als körperlich anstrengende Schufterei, als Drecksarbeit geschildert. Ein Vergleich von Doderers Darstellung des Journalismus mit einer NS-Propagandaschrift fördert zuletzt etliche Parallelen in der Verwendung antisemitischer Klischees zutage.

In meiner 2017 abgeschlossenen Dissertation¹ habe ich fiktive Schreibakte, sogenannte Schreibszenen², in Doderers 1956 erschienenem Roman *Die Dämonen* (= DD) untersucht. Dieses monumentale Werk, an dessen Höhepunkt der Brand des Wiener Justizpalastes am 15. Juli 1927 steht, weist zahlreiche Figuren auf, die von Berufs wegen schreiben, zum Beispiel Schriftsteller, Wissenschaftler oder Journalisten.³ Die zentrale These meiner Arbeit lautete, dass es sich bei jenen Passagen, in denen diese Figuren beim Schreiben inszeniert werden, um Knotenpunkte handelt, an denen sich das Verhältnis zwischen einem literarischen Text und seinen Entstehungsbedingungen verdichtet. In ihnen spiegelt sich die Arbeit des Autors in seinem Werk und unterliegt gleichzeitig Brechungen und Verzerrungen.

Die Thematisierung von Schreibakten dient bei Doderer häufig der Abgrenzung eines schrei-

benden (männlichen) Subjekts von einem Gegenüber, wobei die Handschrift eine maßgebliche Rolle spielt. Es sind im Wesentlichen zwei Sphären, zu denen die Doderer'schen Schreiber in Opposition treten: Zum einen die Massen, zum anderen die Weiblichkeit, wobei die Grenzen fließend sind (und vor allem in der Schilderung der Ereignisse um den Justizpalastbrand am 15. Juli 1927 verschwimmen). Der erste von zwei großen Abschnitten meiner Arbeit (Schreiben in der Masse, Schreiben gegen die Masse) befasst sich mit dem Bild des Journalismus, das in den *Dämonen* vermittelt wird. Teile dieses Kapitels liegen folgenden Ausführungen zugrunde.

Die Offenlegung der sprachlichen Strategien, mit denen Doderer journalistische Arbeit beschreibt, ist nicht nur für die Literaturwissenschaften von Interesse, sondern auch für die historische Kommunikationsforschung. Die Art und Weise, wie

¹ Reisner, A. (2017). „Hier lag die warme schreibende Hand.“ *Schreibszenen in Heimito von Doderers Dämonen*, Diss. Wien.

² Die Schreibszenen werden hier im Sinne von Rüdiger Campe verstanden als „nicht-stabiles Ensemble von Sprache, Ins-

trumentalität und Geste“ (Campe 2012, 271).

³ Es sind dies durchwegs Männer; die einzige Ausnahme, Rose Malik, wird explizit und implizit im Roman als Schriftstellerin diskreditiert (Reisner 2017, 95-97).

die Presse gezeichnet wird, ist fest verwoben mit den Erfahrungen, die Doderer selbst als Journalist in der Zeit der Ersten Republik machte. Ein ganzes Romankapitel handelt vom fiktiven Wiener Pressekonzern Allianz, der durch seine politische und wirtschaftliche Abhängigkeit in einem dubiosen Licht erscheint. Die problematische und lange Entstehungsgeschichte der *Dämonen* ist nicht Gegenstand der Dissertation, die sich auf den Text der letztlich 1956 publizierten Version beschränkt. Doch gerade in der Auseinandersetzung mit dem „Allianz“-Kapitel – ursprünglich angelegt als Negativ-Darstellung des von jüdischen AkteurInnen dominierten Pressewesens – sollten die schwierige Genese dieses Romans und sein antisemitischer Unterboden nicht ausgeblendet werden.

Im *Dämonen*-Projekt der 1930er-Jahre hatte die Allianz einen großen Stellenwert. Sie sollte als eine von drei grundlegenden Sphären neben Privatleben/Sexualität und Wirtschaft den unterstellten negativen Einfluss des Judentums auf die Gesellschaft durch die (viele jüdische VerlegerInnen und JournalistInnen aufweisende) Presse veranschaulichen. Den Plan, „dieses *Theatrum Judaicum* sozusagen in drei Stockwerken vorzuführen“ (Doderer 1996, 820), notierte Doderer 1936 in sein Tagebuch. In der Letztfassung des Romans tritt die Bedeutung der Allianz und ihres Figurenkreis allein wegen des großen Umfangs an neuem Text in seiner Relevanz zurück. Diese Sphäre bleibt aber auch für die Handlung der Nachkriegs-Version entscheidend: Als der Brand des Justizpalastes zum neuen Höhepunkt des Romans erhoben wird – ursprünglich hätte er bis 1933 reichen sollen (Wolff 2000, 111) – kommt dem Konzern eine Hauptrolle in diesem Katastrophenszenario zu, indem eine maßgebliche Beteiligung der Presse an der Eskalation der Ereignisse suggeriert wird. So hat sich in dieser Hinsicht zwischen den frühen *Dämonen der Ostmark* und den *Dämonen* der Zweiten Republik nur der Blickwinkel verschoben, die Essenz blieb dieselbe: Behinderte die (jüdische) Presse ursprünglich das „unterirdische“ Werden eines neuen Deutschlands“ (Doderer, zitiert nach Hesson 1982, 23), trägt sie in der letzten, nicht mehr explizit antisemitisch angelegten Fassung Mitschuld am „Can-nae der österreichischen Freiheit“ (DD 1328). Doderer wollte den Antisemitismus als grundlegende Tendenz der *Dämonen der Ostmark* in der Nachkriegsversion dadurch relativieren, dass

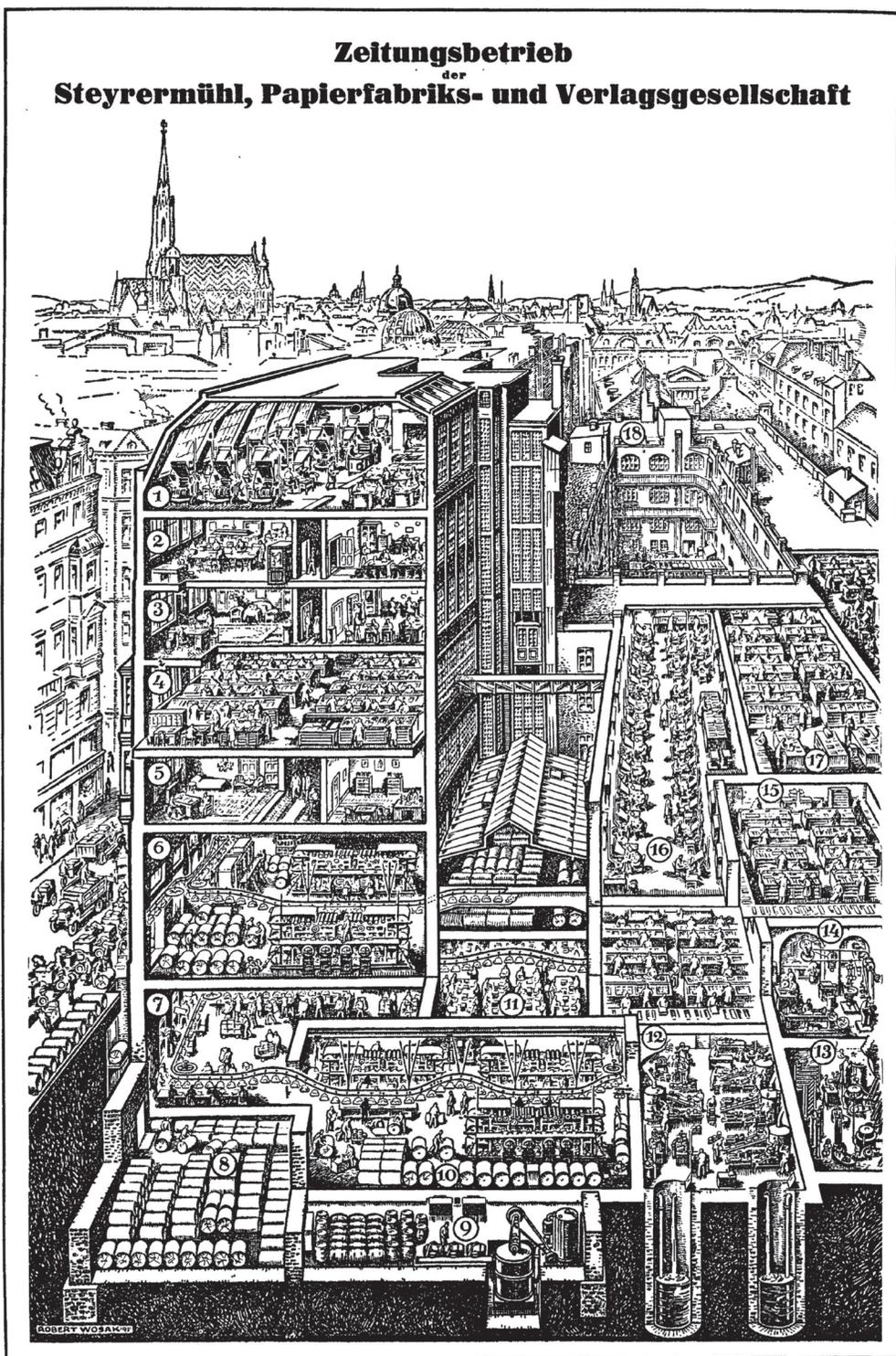
er ihn auf die Figurenebene verlegte. Lediglich einzelne Charaktere und nicht mehr der gesamte Roman sollten einen judenfeindlichen Einschlag erhalten. So wurde sozusagen der Antisemitismus „vom Autor auf seine Figuren verlagert“ (Wolff 2000, 115). Doch: „Was er in der Fabel und Exposition an Vorurteilen aufgehäuft hat, vermag Doderer auch auf tausend Seiten nicht wieder wegzuerzählen.“ (Wolff 2000, 115) Dass Wolff mit diesem Urteil recht hat, zumindest was die Allianz-Thematik betrifft, wird ein kursorischer Vergleich mit einer nationalsozialistischen Schrift über die Presse zeigen.

Viele für die Handlung ausschlaggebende Zusammenhänge der Medien-Thematik mit anderen Stellen des Romans, vor allem rund um den Justizpalastbrand, sind nicht sofort offensichtlich (und wurden in der Doderer-Forschung auch weitgehend übergangen). Sie treten erst bei eingehender Lektüre zutage (siehe Reisner 2017, u.a. 47-49, 82-90).

Die karikaturesk überzeichneten, aber dennoch treffenden Schilderungen des Arbeitsalltags in einer Tageszeitung, wie sie im „Allianz“-Kapitel in den *Dämonen* dargestellt werden, beweisen Doderers Einblick in die Branche und spiegeln seine Erfahrungen mit der Wiener Presse in der Zwischenkriegszeit wider; Doderers journalistisch produktivste Phase fiel in die Zeit zwischen 1927 und 1932 (Fleischer 1996, 187). Es war ihm eine ungeliebte (und wenig lukrative) Erwerbstätigkeit, in der er nie wirklich Fuß fassen konnte. Zusammen mit der Fachwissenschaft bezeichnete er den Journalismus später, 1950, als „Scylla und Charybdis für den Schriftsteller“ (Doderer 1995, 767). Er spezialisierte sich auf Feuilletons über historische Themen, ein Orchideenfach, mit dem er sich als Außen-seiter positionierte. Zu den Zeitungen, in denen er am häufigsten veröffentlichte, gehörten unter anderem *Der Tag* (bzw. *Der Wiener Tag*), *Der Abend* und *Neues Wiener Extrablatt* (Ketzler 1995, 43).

Zur Herstellung einer Zeitung im Jahr 1927

Zunächst möchte ich einen Blick auf den realen Hintergrund werfen, vor dem das „Allianz“-Kapitel entstand. Größtenteils werden die Apparaturen, die im Entstehungsprozess einer Zeitung durchlaufen werden (von der Schreibmaschine



- 1. Setzmaschinensaal Volks-Zeitung
- 2. Redaktion Volks-Zeitung
- 3. Redaktion Volks-Zeitung
- 4. Handsetzsaal Neues Wiener Tagblatt
- 5. Redaktion Neues Wiener Tagblatt
- 6. Maschinensaal Volks-Zeitung

- 7. Expedit Neues Wiener Tagblatt
- 8. Rollenlager
- 9. Farbzentrale
- 10. Maschinensaal Neues Wiener Tagblatt
- 11. Expedit Volks-Zeitung
- 12. Stereotypie

- 13. Waizengleberei
- 14. Mechanische Werkstätte
- 15. Inseratensetzaal Neues Wiener Tagblatt
- 16. Setzmaschinensaal Neues Wiener Tagblatt
- 17. Inseratensetzaal Neues Wiener Tagblatt
- 18. Kanzielen, Magazin, mech. Tischlerei usw.

Abb. 1, Darstellung des Steyrmühl-Verlagshauses in einer 1931 erschienenen Sonderbeilage des *Neuen Wiener Tagblattes*.

bis zur Rotationspresse), im Roman nicht explizit erwähnt. Um diesen Hintergrund trotzdem bewusst zu machen, habe ich eine anonym verfasste Broschüre mit dem Titel *Der Werdegang der Zeitung. Ein Führer durch den Zeitungsbetrieb der „Steyrermühl“-Papierfabriks- und Verlagsgesellschaft* aus 1927 herangezogen. Publiziert wurde sie vom Steyrmühl-Konzern. Die Steyrmühl AG wurde 1872 von Moritz Szeps und August von Barber gegründet und vereinte Papierfabrikation, Druckerei und Verlag. Hauptsächlich wurden periodische Druckwerke herausgegeben (unter anderem das *Neue Wiener Tagblatt*). Es gibt verschiedene Hinweise darauf, dass Doderer bei der Beschreibung der Allianz die Steyrmühl vor Augen hatte (Reisner 2017, 51-52).

In der Selbstdarstellung des Steyrmühl-Verlags wird die Entstehung einer Zeitung von der Redaktion über die Setzerei, die Prägung der Platten, bis zur Rotationspresse beschrieben: Die Redaktion wird in ihrer Arbeit „unterstützt von allen technischen Hilfsmitteln des Verkehrs, wie Post, Telegraph, Telephon, Radio, Stenographie und Schreibmaschine“ (o. V. 1927, 109). Die mit diesen Mitteln hergestellten Manuskripte kommen in die Setzerei, wo die Hauptmetteure⁴ sie einteilen. Anschließend wird der Text gesetzt, größtenteils nicht mehr händisch, sondern maschinell. Setzmaschinen mit dem Namen „Linotype“, 1885 von Ottmar Mergenthaler erfunden, finden in der Druckerei des *Neuen Wiener Tagblattes* schon seit 1898 Verwendung. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der Informationsschrift, 1927, verfügt der Zeitungsverlag über insgesamt 39 solcher Geräte. Durch die Setzmaschine ersparte man sich den mühsamen und zeitraubenden Handsatz, bei dem jeder Buchstabe einzeln gesetzt und wieder abgelegt werden musste. An der von einem Elektro-Motor betriebenen Linotype sitzend wird hingegen, ähnlich wie an einer Schreibmaschine, per Tastatur gearbeitet. Bei Druck auf eine Taste wird eine Negativ-Form des entsprechenden Buchstabens aus dem Magazin gelöst und an ihren Platz im Setzrahmen geleitet. Ist eine Zeile vollständig, wird diese auf Hebeldruck vor den Gießapparat befördert. Die fertige Gussform wird mit heißem Metall aus dem Schmelzkessel ausgegossen,

die vollständige Zeile aus Blei („line of type“, daher der Name „Linotype“) gelangt in das Sammelschiff.

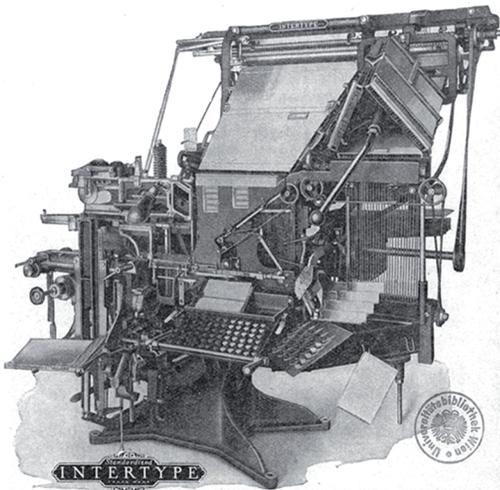
Die elektrische Abziehmaschine überträgt den Satz auf Papierblätter, was früher ebenfalls mit der Hand durch eine Walze vorgenommen worden ist. Der sogenannte Bürsten-Abzug wird von Korrektor und Revisor geprüft. Der Metteur setzt die einzelnen Stücke zu Artikeln oder anderen Textsorten zusammen und versieht sie mit Überschriften. Die fertigen Artikel werden auf die sogenannten Fahnen abgezogen und gehen zurück an die Redaktion, wo nochmals Korrekturen vorgenommen werden können („Autorkorrekturen“).

Für den sogenannten Umbruch werden die einzelnen metallenen Satzstücke auf einen Tisch gestellt. Ein Mitglied der Redaktion und der Metteur en pages fügen den Satz zu Seiten zusammen. Im Vorgang des Stereotypierens werden von den flachen Vorlagen für die Seiten sodann Abdrücke in der Form eines halben Zylinders gemacht, die je zwei und zwei zusammengefügt einen vollen Zylinder ergeben. Dafür benötigt man eine elektrische Prägepresse, die mit hohem Druck die Kolumnen (die flachen Vorlagen für die einzelnen Seiten) in feuchtes Papiermaché presst. Die Mater (die Form aus Papiermaché) wird gerollt und kommt in die Druckplattengießanlage. In diesen vollautomatischen Gießwerken werden aus den ausgetrockneten Matern die Platten gegossen.

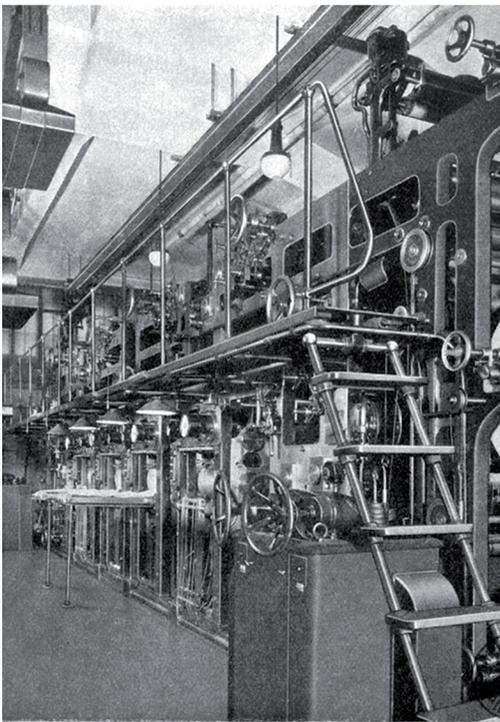
Das *Neue Wiener Tagblatt* verfügt laut Broschüre über drei Rotationsdruckmaschinen, bei denen das Papier ohne Unterbrechung durch die sich drehenden Druckformen läuft. Jede Druckmaschine kann in der Stunde 12.000 bis 14.000 64-seitige Zeitungen liefern. Die durch mehrere Rollen laufende Papierbahn wird gefalzt und geschnitten. Die fertigen Exemplare kommen durch den Auslegeapparat heraus.

In Doderers „Allianz“-Kapitel werden selbstverständlich nicht sämtliche Bestandteile der Zeitungsproduktion angeführt; es ist jedoch nötig, die realen Hintergründe zu kennen, um die „maschinell-keimfreie[], sterile[]“ (DD 330) Atmosphäre der fiktiven Allianz zu erfassen. Explizit werden im Roman nur wenige Schritte

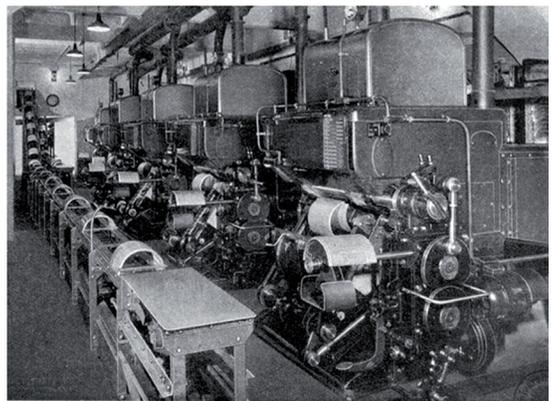
⁴ Da es sich um einen klar männlich dominierten Beruf handelte, wird hier und im Folgenden auf die Verwendung der weiblichen Form verzichtet.



EINE SECHS-SCHRIFTEN-„INTERTYPE“-SETZMASCHINE



EINE 64-SEITEN-VIERROLLEN-ROTATIONSMASCHINE



DIE STEREOTYP-ANLAGE MIT DEM PLATTENTRANSPORTEUR

Abb. 2, Teile des maschinellen Ensembles im Herstellungsprozess einer Zeitung. Es handelt sich um das Titelblatt (rechts oben) sowie Illustrationen einer späteren Auflage der Steyrenmühl-Broschüre über den *Werdegang der Zeitung*, 1932.

der Herstellung einer Zeitung erwähnt: Ergattert ein Mitarbeiter einen Arbeitsauftrag, so wird das Gewonnene „in dünnster Form über die Walze der Schreibmaschine“ (DD 333) gejagt. Maschinengeschriebene Manuskripte, die nicht im Papierkorb landen, kommen in die Setzerei. Diese tritt im Roman vor allem durch einen „petrolige[n] Dunst“ (DD 330) hervor. Ein Setzer nimmt in der Figur des Rucktäschl konkrete Gestalt an. Über seine Arbeit heißt es (wobei

übrigens auch die Verwendung von Setzmaschinen impliziert wird): „sofern dieser Schriftsetzer im Handsatz arbeitete, also stehend, mußte er auf einen Schemel steigen, so klein war er“ (DD 1039). Ansonsten entspricht Rucktäschls Körperbau aber ganz seiner Funktion:

Er war „mit enormen Händen ausgestattet, deren Unterbringung ihm stets irgendwelche Schwierigkeiten machte, so daß er oft damit [im

*Wirtshaus; Anm. AR] am Tische herumfuhr,
was man nicht eben gerne sah.“*
(DD 1039)

Die routinierten Gesten haben sich bei ihm automatisiert und setzen sich auch außerhalb der Druckerei fort – eine *déformation professionnelle*, die an den von Charlie Chaplin verkörperten Arbeiter in *Modern Times* erinnert. Obwohl Rucktäschl teilweise ja auch noch wie zu Gutenbergs Zeit mit der Hand arbeitet – dies war zum Beispiel oft bei Überschriften noch nötig – ist das Setzen eine Tätigkeit mit der und für die Maschine. Sie beraubt den Arbeiter bei Doderer seiner Menschlichkeit und verleiht ihm einen roboterhaft-inhumanen Zug, nicht nur in der Setzerei, sondern etwa auch im Café:

„Eigentümlich war an ihm, daß er niemand in die Augen sehen wollte, und bei solch einer sich ergebenden Gelegenheit sofort mit den Händen herumzufahren begann und wegblickte.“
(DD 1040)

Das Herzstück der Zeitungsproduktion, die Druckerei, wird im „Allianz“-Kapitel dreimal erwähnt. Zu Beginn und am Ende sowie in der Mitte wird immer mit der gleichen Formulierung auf die „dumpfen und mahlenden Geräusche[] der Rotationspressen im Erdgeschoß [bzw. auch Erdgeschoss; Anm. AR]“ (DD 330, 343, 347) verwiesen, die das Haus durchbeben. Die Pressen treten nicht ins Blickfeld und wirken dadurch nur noch bedrohlicher. Diese ganze gewaltige, im Untergrund lärmende Maschinerie scheint, einmal in Gang gesetzt, von selbst und um ihrer selbst willen zu laufen. Zudem wird explizit festgestellt, dass „so ein Blatt sich eigentlich von selber schreibt“ (DD 331). Es wird also nicht geschrieben, sondern es schreibt sich. Um die Maschinerie „im Gange zu erhalten“ (DD 331), ist lediglich eine „Handvoll Menschen“ (DD 331) notwendig, die sie bedienen – dazu später. Was jedoch überflüssig ist, ist der Autor oder die Autorin als UrheberIn und SchöpferIn eines Textes. Ja, mehr noch: Wer sich in die Mühlen der Journalistik begibt, läuft Gefahr, darin unterzugehen.

Doderer zeichnet das Bild der Allianz als gewalttätige Maschinerie. Die bereits erwähnte Informationsschrift des Steyermühl-Verlags vermittelt durch eine plakative Rhetorik einen ähnlichen Eindruck von der Herstellung einer Zeitung, mit „stählerne[n] Kolosse[n]“ oder „sausenden Wal-

zen und Rädern“ (o. V. 1927, 21). Der Maschinnensaal des *Neuen Wiener Tagblattes*, ein Medium des Steyermühl-Konzerns mit Sitz im Steyerrhof zwischen Fleischmarkt, Rotenturmstraße und Griechengasse (o. V. 1997, 344), liegt zwei Stockwerke unter der Erde. BesucherInnen hätte darin laut zitierter Werbeschrift den Eindruck, sie befänden sich im „Maschinenraum eines Mammoth-Ozeandampfers“ (o.V. 1927, 21). Was bei Doderer als dumpfes Mahlen das Haus erfüllt, schwillt in unmittelbarer Nähe, in die sich der oder die (anonyme) AutorIn der Verlagsbroschüre begibt, zum ohrenbetäubenden Lärm an. Der Mensch muss angesichts der Apparate seine Nichtigkeit erkennen:

„Laufen alle Maschinen und rasselt die Förderbahn mit ihren eisernen Schalen, so ist es nutzlos, sich durch noch so starke Stimmittel mit seinem Nebenmann verständigen zu wollen. Die menschliche Stimme verschwindet in diesem Getöse hier, ebenso wie die menschliche Kraft, vor der Kraft der Motoren und Maschinen.“
(o. V. 1927, 21-22)

Das allesübertönende Rauschen der Maschinen wird hier, wie auch in den *Dämonen*, mit Wasser in Zusammenhang gebracht:

„Des Besuchers bemächtigt sich ein ganz ähnliches Gefühl, wie bei der Betrachtung eines gewaltigen Wasserfalles. Ein gewaltiges Tosen einer unhemmbaren Kraft.“
(o. V. 1927, 22)

Der einzelne Mensch geht also im Lärm der Maschinen unter wie in überwältigenden Wassermassen. Sowohl die Verlags-Broschüre als auch Doderer verwenden in Verbindung mit der Zeitungsdruckerei das Bild lärmender Wassermassen – allerdings mit unterschiedlichen Absichten: Was Steyermühl mit Stolz als Symbol der Mächtigkeit anführt, wird in den *Dämonen* zum Albtraum des bedrohten Individuums: Die Maschine bedeutet den Tod des Autors.

Väter, Vaterlose und Larven: Das Personal

Das Gefüge zwischen den einzelnen Personen aus dem Umfeld der Allianz ist – wie schon der Name des Unternehmens ironisch andeutet – von unsichtbaren Beziehungen, Abhängigkeiten und dubiosen Einflüssen geprägt. Ein undurch-

schaubares Geflecht an Beziehungen und wechselseitigen Einflüssen unterläuft diese Hierarchie, sodass sich die Strukturen rasch als wesentlich komplizierter herausstellen, als sie von außen erscheinen mögen. Verborgene Verbindungen zerlegen das offizielle Machtgefüge:

„Hier kam es nicht nur darauf an, ob einer was konnte, sondern erstens, wie er etwa bei dem oder jenem angeschrieben sei, [...] und zweitens, dieses aber was das wichtigste: wer etwa hinter ihm stehe.“ Denn: *„Hinter vielen hier stand irgendwer.“*
(DD 331)

So geheimnisvoll die Bande dieser politisch-ideologisch motivierten Vetternwirtschaft scheinen, so zuverlässig sind sie. Ein Eindringen Außenstehender wird als nahezu unmöglich dargestellt. Die Kenntnis dieser Verhältnisse ist für ein berufliches Fortkommen unabdingbar und gleicht einer eigenen Wissenschaft:

„Es war eine rechte Genealogie. Man könnte da Ahnentafeln aufstellen, die sich von den wirklichen nur dadurch unterscheiden würden, daß eben der ganze edle ‚arbor‘, der Stammbaum, in der Ebene der Gegenwart lag und in ihr koexistierte.“
(DD 331)

Es kommt in diesem Netzwerk nicht auf Einzelne und deren Fähigkeiten an, sondern auf die Einbindung in ein größeres Kollektiv.

An oberster Spitze steht der Kammerrat Levielle, als dessen reale Schablone unschwer Rudolf Sieghart (1866-1934) zu erkennen ist. Dieser leitete ab 1910 (mit einer Unterbrechung 1916-1919) die Bodencreditanstalt und führte diese wichtigste Bank der Donaumonarchie in die Krise – bis zu ihrem Zusammenbruch und der Fusion mit der Creditanstalt 1929. Siegharts starker Einfluss auf und durch die Presse war schon früher bekannt. Als „graue Eminenz“ (Lebensaft, Mentschl & Mentschl 2002, 239) zog er im Hintergrund die Fäden. Er stand an der Spitze des Steyermühlkonzerns. Auch der fiktive Levielle hat aus einzelnen Blättern eine „Art von Konzern“ (DD 329) gemacht hat,

den er jetzt kontrolliert, finanziert und in seiner politischen Ausrichtung bestimmt. Seine Geltung in der Allianz benützt er, um bestimmte Personen in das Unternehmen zu bringen. Ein Teil des Geldes und die politische Ausrichtung kommen aus Prag (DD 329). Damit sind ausländische Beeinflussung des Konzerns sowie wirtschaftliche Abhängigkeit angedeutet. Administrationsdirektor Oplatek und der Redakteur Wangstein fungieren als Vertreter dieser Ausrichtung im führenden Allianz-Blatt, dessen Chefredakteur Cobler⁵ ist. Es stellt sich heraus, dass dieser nicht unumschränkt das Sagen in seiner Redaktion hat:

„Ein Wangstein beispielsweise mußte keineswegs allzu große Freundlichkeit zeigen, [...] denn in Wahrheit überwachte er, mit Prager Augen, den Herrn Cobler [...].“
(DD 331)

Wangstein kann es sich auch als einziger erlauben, Coblers Sekretärin Kienbauer den Handkuss zu verweigern (DD 340). Coblers unsichere Position zeigt sich nach außen hin in einem ihn stets umgebenden „Schleier von Nervosität“, der „wie die Luft über einer Flamme zittert“ (DD 337). Tatsächlich wird er später abgesetzt werden.

Zu den „Spitzen der Redaktion“ (DD 333) gehört auch Hector Zepler, der als Gewerkschafter eine weitere Schlüsselposition innehat (DD 333f). Für diese Figur könnte Marcell (auch Marzell) Zappler Pate gestanden sein. Zappler, 1855 in der Bukowina geboren, arbeitete als Redakteur bei verschiedenen Wiener Zeitungen, unter anderem beim *Neuen Wiener Journal* und beim *Tag*, für den auch Doderer schrieb (Mayer 1991, 10-11). Er war außerdem konstituierendes Mitglied und späterer Präsident der Journalistengewerkschaft „Organisation der Wiener Presse“ (Duchkowitsch 2014, 312). Eine einigermaßen gesicherte Sonderposition innerhalb der Redaktion nehmen die beiden „Väter“ (DD 332) Glenzler und Reichel ein – denn als Chronikredakteure leisten sie im Gegensatz zu vielen anderen wirklich Arbeit. Neben ihnen gibt es noch zwei bis drei andere „Väter[] zweiten Grades“ (DD 332) aus der Chronik, dem Gerichtssaal und dem Sport, die es nicht nötig haben, protegiert zu werden, weil sie wirklich „schufteten“ (DD 332).

⁵ Der Name Cobler erinnert an Carl Colbert bzw. dessen Sohn Ernst; beide waren Herausgeber des *Abend* (o. V. 2003, 61); Doderers Tätigkeit beim *Abend* erwähnte Mayer (1991, 11-12).

Die prekäre Situation derer, die über keine Verbindungen verfügten, die also nicht unter dem Schutz eines Mächtigen oder eines „Vaters“ stehen, wird folgendermaßen geschildert:

„Wer aber hier ganz unsicher im Sattel saß, das waren jene Leute, die zwar lang und breit auf den Gängen Unterhaltungen führten, deren Genealogie jedoch nicht besonders weit hinauf reichte. [...] Ihre Stellung gründete sich auf Spinnweben, nämlich auf jene feinen Fäden von Mann zu Mann, welche im ganzen das Gewebe der sogenannten ‚Beliebtheit‘ ausmachen. Zu dieser bildete allerdings unbedingte Fügsamkeit die Voraussetzung [...]. Diese Leute ohne Genealogie, oder wenigstens ohne wirklich edle Genealogie, hatten ein sehr feines Fingerspitzengefühl und tasteten mit unsichtbaren Tentakeln ständig den Boden rundum ab, hier jemand anlächelnd, da mit einer kleinen Schmeichelei vorschnellend, dort wieder eine ganz knappe, sachliche Frage stellend: durchwegs Sonden, um festzustellen, ob alles in Ordnung sei, ob nichts gegen sie vorgehe.“
(DD 332f)

Die mit Abstand schwächste Position in diesem Machtgefüge nehmen bei Doderer die freischaffenden Presseleute ein. Sie werden als „Larven“ bezeichnet – man beachte die Doppeldeutigkeit des Begriffes, der sowohl Maske als auch das unvollendete Entwicklungsstadium eines Tieres bedeuten kann. Die „Larve“ nährt sich „wesentlich vom Zeilenhonorar“ (DD 336). Im Betrieb ist sie vollkommen austauschbar:

„Denn nichts war leichter ersetzbar als eine solche Larve. Jeder zerbrochene Türgriff oder Klingeltaster hätte mehr Aufhebens erzeugt als ihr Abgang.“
(DD 336)

Diese „armen Teufel“ und „bemitleidenswerten Geschöpfe“ (DD 336), die sich mitunter schon seit langem in der Redaktion abmühten, mussten immer wieder erleben, dass ein

„mit großer Sorgfalt gekleideter, junger, gar nicht allzu höflicher Mensch, den man früher kaum jemals gesehen hatte, plötzlich als neuer, festbesoldeter Redakteur hinzukam.“
(DD 336)

Trotz der Geringschätzung, die den Larven entgegengebracht wird – allerdings auch den ande-

ren Allianz-Leuten: „hier war keiner notwendig“ (DD 331) – sind sie die eigentliche Basis der Textproduktion: Sie leisten „die Mehrarbeit“ (DD 334) in der Allianz.

Nicht zu unterschätzen ist die Rolle vermeintlicher StatistInnen im Allianz-Personal, zu denen Setzer, Sekretärin, Portier, Kassier, Redaktionsdiener und Schreibkräfte gehören. Innerhalb des Unternehmens entpuppen sich hierarchisch niedrigere Stellen teils als Schlüsselpositionen, zum Beispiel die der Sekretärin und „Maitresse“ (DD 331) des Chefredakteurs, Franziska Kienbauer. Als mürrische Türhüterin weist sie störende BesucherInnen mit einem „Herr Cobler ist besetzt“ (DD 373) zurück. Auch der Portier oder der Kassier sind wichtige Instanzen der Exklusion. Der Torwart dient als Indikator der Zugehörigkeit, denn

„daß er bereits grüßte und einen nicht überhaupt aufhielt und befragte, war schon ein Zeichen dafür, daß man ein Stadium der ersten Einführung hier hinter sich gebracht und ein gewisses Hausrecht gewonnen hatte!“
(DD 330; vgl. DD 339)

Die Redaktionsdiener,

„eine ganz ausgesuchte Art von Menschen, welche die Unverschämtheiten, die sie im Hause erlernten, frisch weg bei den Besuchern anwandten, pflegten fast jedem, der da kam und jemand sprechen wollte, nur mehr mit dem Wort ‚Konferenz!‘ enteilend zu antworten, welches verdeutscht entweder heißen mochte, ich kenne Sie nicht‘ oder, weder habe ich von Ihnen je ein Trinkgeld noch eine Zigarette erhalten.“
(DD 340)

Verdeckte Abhängigkeiten durchsetzen den Konzern nicht nur nach innen, sondern bestimmen auch seine Beziehungen nach außen hin. Ausländischer Einfluss wird angedeutet: So kommen politischer Geist und finanzielle Mittel aus Prag, vertreten durch Wangstein und Oplatek. Chefredakteur Cobler stammt aus Czernowitz, und Levielle sei „Österreicher, Pariser, plus irgend einem unbekanntem X“ (DD 104). Die Zweifelhaftheit der Herkunft manifestiert sich auch in den Attributen, die den Allianz-Figuren teilweise anhaften. Rudolf Sieghart, Vorbild für Levielle, wird als „unheimlich“ (DD 1174) bezeichnet. Levielle selbst bleibt im Nebulösen, stiftet durch einen Doppelgänger Verwirrung oder „verdun-

stet]“ (DD 395) einfach. Oplatek wird wegen seiner Unsichtbarkeit im Betrieb „beinahe sagenhaft]“ (DD 331) genannt.

Die Abhängigkeit des Journalismus von der Finanz bzw. „die Zusammenarbeit zwischen den Banken und der Presse“ (DD 399) kommen in einer angedeuteten Bestechungs-Affäre ans Licht, in die Angehörige des Wirtschaftsteils „irgendeiner Zeitung“ (DD 399) gerieten. Die Bemerkung eines Redakteurs relativiert zudem dessen Ansicht über eine nicht korrumpierbare Presse. Er

„äußerte [...] in diesem Zusammenhange recht spaßhaft, ‚es seien‘ (nämlich von seiten der Redakteure) ‚vielfach so geringfügige Beiträge angenommen worden, daß man schon beinahe von Unbestechlichkeit sprechen könne‘ [...].“
(DD 399)

Kurz zusammengefasst zeichnet die Schilderung der Presse in den *Dämonen* ein sehr fragwürdiges Bild (eines wichtigen Teils) des Wiener Zeitungswesens, dessen Abhängigkeit von Wirtschaft und Politik einer objektiven Berichterstattung spottet und die Pressefreiheit konterkariert. In der Allianz wird eine korrupte, von außen kontrollierte Journalistik dargestellt, die maßgeblich von jüdischen Personen mit slawischer Herkunft gesteuert wird.

Unterwelt aus Stiegen und Gängen: Das Gebäude

Die Architektur des Gebäudes ist im Wesentlichen auf wenige Basis-Elemente reduziert. Auf zwei bei der Konstruktion des Raumes häufig verwendeten Bausteine gehe ich im Folgenden ein:

- Treppen/Treppenabsatz/Stiegen/Stiegenhaus
- Gänge/Vorzimmer/Wartezimmer

Ein auffallend häufig eingesetztes Motiv sind *Treppen, Treppenabsätze, Stiegen und Stiegenhäuser*. Die „breite Treppe“ (DD 329) bzw. „jene Stiegen“ (DD 339) werden zu einem fixen Bestandteil des Pressekonzerns und haben, neben einer stark vertikalen Gliederung des Schauplatzes (siehe unten), eine ähnliche Funktion wie die Gänge und Wartezimmer: Sie erzeugen eine permanente Bewegung der Figuren.

Gänge, Vorzimmer, Wartezimmer prägen die Sphäre der Allianz ganz wesentlich. Diese Zwischenräume verleihen dem Gebäude labyrinthischen

Charakter. Auch Schlaggenbergs freie Mitarbeit hatte sich zu einem großen Teil „auf den Gängen und im Wartezimmer“ (DD 337) abgespielt. Besonders (aber nicht nur) hier klingt Doderers Bitterkeit über wahrscheinlich selbst erlebte Zurückweisung in den Redaktionen an. In dieser ortlos erscheinenden „Vorhölle“ (DD 337) sammeln sich hierarchisch niedrigere Personen, die keine Verbindungen zu Einflussreicheren aufweisen können und nur selten Aufträge bekommen. Vor allem und in großer Zahl sind dies die armen „Seelen“ (DD 336) der prekär Beschäftigten. Diese wurden

„vom Cerberus zwar schon anstandslos als richtige Tote durchs Eingangstor der Unterwelt gelassen, gleichwohl [sie] nun hinter demselben nicht weiterkamen und in der Vorhölle herumgeisterten.“
(DD 336f)

Sie „warteten auf allen Gängen, belagerten jede Tür“ (DD 336). Gänge, Vor- und Wartezimmer haben keine klar definierten Grenzen, ja mitunter nicht einmal einen festen Boden, denn die „Larven“ befinden sich in einem „dauernden Schwebезustand“ (DD 336). Dass diese Haltlosigkeit als Druckmittel eingesetzt werden kann, wissen auch die Mächtigen im Betrieb auszunützen. Wollte man einen solchen freien Mitarbeiter aus dem Unternehmen drängen, wird das „Warten auf den Gängen“ (DD 335f) einfach in ein unerträgliches Maß gesteigert. Die Beschreibung dieser Machenschaften vermittelt in Verbindung mit der (alb-)traumhaften Architekturschilderung eine kafkaeske Unbehaglichkeit, wobei die parodistische Überzeichnung des Kapitels einen komisch-karikaturistischen Grundtenor erzeugt. In einer solchen Architektur der Durchgangsräume, wie sie Treppen, Gänge und Vorzimmer ihrer Bestimmung nach sind, formieren sich die anonymisierten Figuren ebenso wie die Sprache zu einem Muster permanenter Dynamik. So entsprechen der Konstruktion des Raumes Aneinanderreihungen wie „zappelnden, kreisenden, klingelnden Hölle“ (DD 332), „plauderte, tastete, lächelte und fragte“ (DD 334), „wühlten, krochen und zappelten“ (DD 334). Auch die abgeschlossenen Büros der Redaktion, in die der Text nur selten vordringt, bleiben Durchgangsstationen, die schnell wieder verlassen werden. Als Schlaggenberg erzählt, er sei von einem Redakteur zu einem Gespräch in dessen Zimmer gebeten worden, kommentiert er: „Ich nahm

Platz, aber nicht mit der Absicht, länger als fünf Minuten hier zu bleiben oder gar hier zu warten ...“ (DD 372). Auch im Büro des Chefredakteurs hält er sich nicht auf: Er wurde zwar „wiederholt zum Platznehmen in einem der Fauteuils aufgefordert“, aber er folgte „dieser Aufforderung [...] höchst selten, sehr auf des Eiligen kostbare Zeit bedacht“ (DD 342). So war es möglich,

„daß in der ersten Minute der Sonntagsartikel angenommen war, in der zweiten halben der deutsche Professor seinen Platz im Blatte gesichert hatte, und in der letzten Halbminute Schlaggenberg nach seinem Befinden und dem Fortgange seiner größeren Arbeiten befragt wurde?“

(DD 342f)

Für die Erzeugung von Dynamik haben die Treppen eine wesentliche Funktion. Sie dienen aber auch, oder vielleicht vor allem, einer vertikalen Gliederung, zunächst im räumlichen Sinn. Im Zusammenhang mit der Allianz häufen sich die Thematisierungen des Gegensatzes oben/unten in auffälligem Maße (Reisner 2017, 45), wobei hier oftmals Stiegen eine Rolle spielen. So wird immer wieder „die breite Treppe [...] empor“ (DD 329) oder „hinab“ (DD 343) gegangen. Auf die vertikale Gliederung des Gebäudes in Stockwerke wird wiederholt hingewiesen, etwa wenn jemand „hinuntertelefonier[t]“ (DD 372) oder „herauf[]klingel[t]“ (DD 372). Der architektonischen Gliederung entspricht die bereits erwähnte strenge Hierarchie des Konzerns, in deren Zusammenhang ein „oben“ oder „unten“ oft genannt oder angedeutet wird, z.B. wenn für jemanden „der Boden abschüssig zu werden begann“ (DD 338) oder „nach ‚oben‘ appellier[t]“ (DD 341) wird. Bemerkenswert ist hierbei, dass die rationalen Gesetze des Raumes oftmals außer Kraft gesetzt werden. Denn obwohl Schlaggenberg beim Verlassen des Gebäudes „die breiten Treppen hinab“ (DD 343) steigt, hat er den Eindruck, dabei „wieder an die Oberwelt“ (DD 343) zurückzukehren. In Verbindung mit dem labyrinthischen Charakter der zahlreichen Gänge und Stiegen lässt diese verdrehte Ordnung an die Bildlogik M. C. Escher'scher Räume denken (vor allem an die Lithographie *Relativität* aus 1953). Dass das Verlassen des Gebäudes als Rückkehr in die „Oberwelt“ beschrieben wird, impliziert, dass es sich bei der Allianz um eine „Unterwelt“ handelt. Entsprechende mythologische Versatzstücke finden sich allenthalben in diesem Betrieb: Der

Portier bewacht als griesgrämiger Höllenhund Cerberus (DD 364) den Eingang zur Allianz.

Die wichtigsten Rahmenbedingungen der Allianz sind somit umrissen: Verdeckte Machtverhältnisse, ein unübersichtliches Netz an Verbindungen, dunkle Herkunft des Personals, Einfluss von Wirtschaft und Politik; labyrinthartige Architektur aus Gängen und Stiegen, die eine ständige Ruhelosigkeit der Figuren bedingt; Gleichsetzung der Allianz mit der Unterwelt. Vor diesem Hintergrund findet also das Schreiben der Journalisten statt, das es im Folgenden näher zu betrachten gilt – und zwar im Vergleich zu den beiden Autoren René Stangler und Kajetan von Schlaggenberg.

Schreiben als Schufferei

Schreiben wird gemeinhin als intellektuelle Tätigkeit gesehen. Man vergisst leicht, dass es sich dabei nicht nur um einen geistigen, sondern auch um einen körperlichen Vorgang handelt. Bei einem Vergleich des journalistischen mit dem wissenschaftlichen Schreiben in ihrer jeweiligen Darstellung in den *Dämonen* mit dem wissenschaftlichen Schreiben ist rasch ein Unterschied auszumachen: Der Historiker René Stangler bei der Arbeit wird im Roman einmal so beschrieben: „[E]in ruhiger Kopf bis zum Kragenknopf und zwei gewaschene Hände [...]. Sonst nichts. Kein Gedärm“ (DD 203). Die berufsmäßigen Zeitungsschreiber in der Allianz treten hingegen stark physisch in Erscheinung, und das in wenig schmeichelhafter Weise: Die Redakteure sind „meist kleine[], sowie leicht verfettete[] Männer“ (DD 333), teilweise „mit rosa Wülstchen im Genicke“ (DD 329). Das Verfassen der Texte im Pressekonzern Allianz wird, im Gegensatz zum wissenschaftlichen oder literarischen Schreiben, als harte körperliche Tätigkeit geschildert, als Drecksarbeit, die von einer Vielzahl an schlecht bezahlten Kräften ausgeführt wird. Die meisten fest und reichlich besoldeten Redakteure arbeiten hier zudem gar nicht, sondern stehen auf den Gängen herum und unterhalten sich darüber, „wie das ‚Wochenende‘ am genußreichsten verbracht werden könnte“ (DD 330). Nur wenige Redakteure „arbeiteten wirklich, sie schufteten“ (DD 332), daher werden sie als „Knechte“ und „Schufte“ (DD 332) bezeichnet. Die „Mehrarbeit“ (DD 334) leisten aber die „Larven“. Diese ausgebeuteten, nicht angestellten Journalisten legen in ihrer „verzweifelten Regsamkeit“ (DD 334) eine „Gier und Tollheit“ (DD 334) an den Tag, die bei den festen Redakteuren

nicht mehr zu beobachten ist. Sie „hieben in drei Stunden fünf Artikel in die Schreibmaschine hinein“ (DD 334). Das Arbeitspensum ist weit höher als jenes der Angestellten:

„Die Larve leistete im allgemeinen an einem Tage so viel – mitunter völlig vergebens und ohne jedes Entgelt – wie ein durchschnittlicher Redakteur in einem Monat [...].“
(DD 334)

Schon die Verben „hieben“ (DD 334) oder „hauen“ (DD 336) für den Vorgang des Schreibens auf der Schreibmaschine zeigen an, dass es sich bei der Produktion journalistischer Texte um physische Schwerstarbeit handelt und nicht um sogenannte Kopfarbeit, zu der man Tätigkeiten wie das Verfassen von Texten zu rechnen pflegt. Der wesentliche und verantwortungsvolle Teil der Redaktionsarbeit besteht ohnedies nicht aus Schreiben, sondern aus Redigieren. So muss man

„das von den Korrespondenzbüros einlaufende Material sichten und für den Druck einrichten, einen Artikel lesen (oder flüchtig durchblättern), den irgendwer brachte, eine Nachricht nach links oder rechts oder glatt oder gelockt frisieren, ferner sehr viel telefonieren [...].“
(DD 331)

Besonders wichtig ist es, „die ganze Zeitung richtig ein[z]uteilen“ (DD 331). Mehr als auf den Inhalt der Texte kommt es darauf an,

„daß jede Seite übersichtlich und gut angeordnet sei, mit ihren vielen einzelnen Titeln, ohne Verschachtelungen oder Trennungen: hier mußten geschwind noch siebzehn Zeilen dazu, dort aber sechs hinweg, wegen des unteren Randes!“
(DD 331f)

In der Darstellung der *Dämonen* erfordert dies, und nicht das Verfassen von Texten, das ganze Können eines erfahrenen Journalisten.

Hier wird deutlich, dass Doderer einen Umgang mit Sprache verwirft, der diese nur als Rohstoff – heute würde man es „content“ nennen – betrachtet. Dies entspricht auch seiner Poetik, die den Schwerpunkt nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form legt; damit ist freilich nicht der äußere Rahmen gemeint, den ein Medium wie die Zeitung vorgibt, sondern die einem Kunstwerk immanenten Formprinzipien, die der Ro-

mancier zuerst zu entwerfen habe, um sie dann mit konkreten Inhalten zu füllen. In der Journalistik, wie sie in den *Dämonen* dargestellt ist, ist die geschriebene Sprache hingegen ein Werkstoff, der je nach Bedarf behauen und in die vorgegebenen Rahmen gefüllt wird, der mithin nur noch in seiner Materialität von Bedeutung ist. Der Inhalt der Texte sowie künstlerische Formprinzipien sind völlig belanglos:

„[H]ier floß der massenhafte Strom, in welchem jede Form, jede Qualität ersoff: ersoff in petroligen Gerüchen, und bereits sich verflüchtigte aus der Hand des Redakteurs, allein schon während des Durchblätterns eines überreichten Manuskriptes. Hier war nichts notwendig, jedes einzelne, und wär' es eine Pindar'sche Ode gewesen, entbehrlich, aber das ganze gemischte Quantum zusammengenommen, das brauchte man.“
(DD 330)

Die Texte werden völlig auf ihre materiellen Zeichen reduziert, die von den „Larven“ gefertigt, von den Redakteuren bearbeitet und von den Setzern in ihre richtige Gestalt gebracht und in Metall gegossen werden. Sprache ist hier ein Werkstoff, den man beliebig formen kann. Der Vorgang der Zeitungsproduktion gleicht einer fabrikmäßigen Herstellung, deren Prozess sich kaum von anderen Wirtschaftszweigen zu unterscheiden scheint, wobei maschinelle Produktionsbedingungen eine essentielle Rolle spielen. Das Schreiben selbst ist die geringste Tätigkeit und wird von minderen Hilfskräften in Massen ausgeführt. Die Wertlosigkeit der Schreibenden und ihrer Erzeugnisse manifestiert sich auch in „einer Geringschätzung ihrer Arbeitsleistung und einer leichtfertigen Behandlung derselben, die schon sehr weit gingen [...].“ (DD 336) Vier Fünftel des Produzierten werden zudem als Ausschussware ausgesondert und landen „in den unersättlichen Papierkörben“ (DD 334).

Trübe Fluten, saubere Manuskripte

Das Massenmedium Zeitung wird in den *Dämonen* mit zahlreichen Bildern aus dem Bereich des Wassers und anderer Flüssigkeiten in Zusammenhang gebracht – der „massenhafte Strom“ (DD 330, vgl. auch 339), der die Qualität ertränkt, wurde bereits erwähnt. Im Ganzen ist der Strom der Allianz keineswegs ein sauberes Gewässer, sondern „trübe[] und wenig anheimelnd[]“ (DD 344f).

Das Arbeitsumfeld wird im Allgemeinen als unappetitlich geschildert – nicht nur wenn sich die Journalisten, ganz im Stil des Sozialreporters Max Winter (1870-1937), in ungemütliche Sphären der Gesellschaft begeben, „Wiener Unterwelt, und so halt“ (DD 324). Ins Abwassersystem muss der Allianz-Redakteur Holder, anders als der reale Max Winter, nicht steigen, gemahnt doch das Innere des Allianz-Gebäudes ohnehin an eine Kloake, in deren Schlamm die „Larven“ kriechen. Grundierung dieser Stätte ist Druckerschwärze, die sich auch als dunkler Rand unter den Nägeln des Setzers Rucktäschl niederschlägt (DD 1040). Eine an anderer Stelle formulierte Werbeidee karikiert die Printmedien und zieht diese noch tiefer in den Dreck: Direktor Dulnik, Leiter einer Papierfabrik, erzeugt unter anderem Toilettenpapier, das er auf einer Seite „mit Reklamen“ bedrucken lässt,

„sogar mit solchen in Versen. [...] Herr Dulnik verspricht sich solchermaßen einen bedeutenden Einfluss auf die Menschheit und behauptet, dieses sei die einzige Gelegenheit, wo man den modernen Menschen noch in einer wirklich gesammelten und aufgeschlossenen Verfassung antreffen könne [...].“
(DD 245f)

Umso schärfer heben sich vor diesem Hintergrund „die mit sauberer Maschinschrift bedeckten wenigen Blätter“ (DD 330) ab, die der Schriftsteller Schlaggenberg in die Redaktion trägt, oder die ebenfalls saubere Handschrift Renés (DD 510), mit der er einen Text für die Zeitung schreibt. Schlaggenbergs Manuskript für die Zeitung wird an anderer Stelle auch als „Ei“ (DD 339f) bezeichnet, das es an die richtige Stelle zu legen gelte, sodass es nicht „von Larven überfallen“ (DD 339), sondern tatsächlich veröffentlicht werde. Schlaggenbergs Text ist demnach etwas Schützenswertes, Zerbrechliches, wie auch die Person des Schreibers selbst. Das Individuum ist bedroht, im Schmutz-Strom der Allianz zu versinken, stellvertretend auch der vom Individuum produzierte Text, der mit seinem sozusagen sauberen Gesicht aus der Masse journalistischer Texte herausragt. Der eigene Text erscheint als Rettungsversuch des Individuums vor der Vermischung mit der hier als feindlich betrachteten Außenwelt, das Schreiben selbst als Verteidigung persönlicher Grenzen, die sich entlang der Differenzierung von Sauberkeit und Schmutz abzeichnen. An dieser Stelle sei noch einmal das Zitat

von Stangelers Körper bei der wissenschaftlichen Arbeit angeführt: „[E]in ruhiger Kopf bis zum Kragenknopf und zwei gewaschene Hände [...]. Sonst nichts. Kein Gedärm“ (DD 203). Der per se schmutzige Körper („Gedärm“) wird negiert und von den sauberen, funktionellen, unverdächtigen Teilen getrennt, während die „Larven“, ohne Gesicht und Gliedmaßen, das genaue Gegenteil davon sind.

Antisemitische Klischees: Ein Vergleich

Damit zu einem Thema, das zu Beginn dieses Aufsatzes schon angerissen wurde: Der antisemitische Hintergrund der Darstellung des Journalismus im Roman. Doderers Ressentiments gegen die „jüdische Presse“ der Allianz entsprachen einer damals weit verbreiteten Haltung, die den sogenannten Antibolschewismus und Antisemitismus vereinte und sich gegen das konstruierte Feindbild einer jüdisch-kommunistischen Weltverschwörung richtete. Obwohl schon früher verbreitet, fand sie ihre extremste Ausprägung im Nationalsozialismus. Der Vergleich vom Bild der Allianz in den *Dämonen* mit einer NS-Publikation über die Presse aus dem Jahr 1938 soll zeigen, dass Doderers Darstellung des Schreibens auch einer scharfen ideologischen Grenzziehung dient. Freilich ist der Antisemitismus, zumal in Österreich, kein vom Nationalsozialismus erfundenes Phänomen. Antisemitische Vorurteile sind in der hiesigen Presse, wie Theodor Venus (1995, 200) aufzeigt, schon 1848 vorhanden – zuerst in der Defensive, steigern sie sich stetig, um ab etwa 1880 immens an Zugkraft zu gewinnen. Venus nennt folgende Vorurteile, die von antisemitischer Seite gegenüber der liberalen „Judenpresse“ verbreitet wurden: Amoral, Bestechlichkeit, Widerlichkeit, internationale Absprache („Alliance Israelite“), Streben nach politischem Einfluss, Unruhestiftung, Wucher und Profitgier (Venus 1995, 205f). Der Nationalsozialismus hat schließlich eine bereits fest in der Bevölkerung verankerte Haltung auf die Spitze getrieben, was in einer Broschüre über die „jüdische Presse“ am deutlichsten nachzulesen ist.

Die frappanten Parallelen zwischen der NS-Schrift und Doderers Sichtweise der Journalistik laden zu einem Abgleich geradezu ein: Die vom damaligen Reichspressechef der NSDAP, Otto Dietrich, 1937 verfasste Propagandaschrift *Welt-presse ohne Maske* bedient sich im Grunde dersel-

ben antisemitischen Stereotype wie Doderer, um die „arischen“ JournalistInnen von der feindlichen Presse zu unterscheiden (wenn auch mit plumper Propaganda-Rhetorik). Massenproduktion durch den Einsatz von Maschinen, Anonymität der SchreiberInnen, verdeckte Machtstrukturen und die Abhängigkeit von Politik und Wirtschaft dienen hier wie dort der Verächtlichmachung der „jüdischen Presse“.

Schon der Titel *Weltpresse ohne Maske* geht von einer Verschleierung aus und verspricht gleichzeitig Entlarvung – durch die Abschaffung der Pressefreiheit. Der erste Satz des Vorworts bekräftigt, „[d]aß der Nationalsozialismus vielen getarnten Feinden der Völker die Maske vom Gesicht gerissen“ (Dietrich 1937, 5) habe. Die Anonymität des Widerparts – schlicht „der Jude“ (Dietrich 1937, 5) – wird in immer wiederkehrenden Phrasen beschworen, z. B. „anonyme Mächte“ (Dietrich 1937, 10), „im Dunkel stehenden Mächte“ (Dietrich 1937, 17), ebenso die Undurchschaubarkeit zahlreicher Verknüpfungen mit internationaler Dimension. So ist etwa die Rede von einem „feinmaschige[n] Netz, das die Spinne der getarnten Presseherrschaft über die ganze Welt gezogen hat“ (Dietrich 1937, 6). Weiters: „Niemand kennt bei ihnen die Auftraggeber, niemand weiß, wer hinter ihnen steckt“ (Dietrich 1937, 23). Allein im Ausdruck „Weltjudentum“ (Dietrich 1937, 5) kommen die Verschwörungstheorien der Nazi-Propaganda zum Ausdruck. Auch Korruption und Abhängigkeit von der Wirtschaft werden der feindlichen Presse vorgeworfen: Sie sei „durch tausend geheime Bande gefesselt“ (Dietrich 1937, 17). Und:

„150 Jahre lang hat sie der jüdisch-liberalistisch-marxistische Geist im stillen seinen Zwecken dienstbar gemacht, hat die Zeitung zur Sklavin des Geschäftes, hat sie – die Repräsentantin des Geistes und der Erziehung der Völker – ihrer hohen Mission entthront und sie zur Dirne des Geldes erniedrigt.“
(Dietrich 1937, 5)

Auch hier wird das Individuum, die singuläre Persönlichkeit, einem gesichts- und charakterlosen Autor entgegengestellt: „In Redaktionen tritt jetzt an die Stelle der journalistischen Persönlichkeit der gewandte Vielschreiber“ (Dietrich 1937, 17). Eine Abwertung der JournalistInnen durch Pluralisierung und Gleichsetzung mit Tieren, bei Doderer die „Larven“, klingt an, wenn davon die Rede ist, „dieser Lügenbrut den Kopf [zu] zertre-

ten“ (Dietrich 1937, 24). Eine verschachtelte und unübersichtliche Raumstruktur, wie sie im Allianz-Gebäude vorherrscht, wird in der NS-Schrift nur im übertragenen Sinn angedeutet:

„Aus dem Scheinwerferlicht der großen offiziellen Agenturen hat sie [die ‚Presselüge‘; Anm. AR] sich in die kleinen Nachrichtendienste und Winkelbüros zurückgezogen [...].“
(Dietrich 1937, 22f)

Durch die Anführung eines Mussolini-Zitats werden in der NS-Schrift Druckerschwärze und trübe Gewässer thematisiert: „Der Sturm der Druckerschwärze und die Ueberschwemmungen trüber Tintenfluten“ (Dietrich 1937, 40). Dem begegnet man mit rhetorischem Säubern: „Werft die Juden und unsauberen Geschäftemacher aus der Presse heraus [...]!“ (Dietrich 1937, 43). In Deutschland habe man die Journalistik bereits einem „gründlichen Reinigungsprozess“ (Dietrich 1937, 9) unterzogen. Eine Logik der Entmischung liegt, wie gezeigt wurde, auch der Darstellung der Presse in den *Dämonen* zugrunde: Sauberes und Schmutziges sollen klar getrennt werden. Der Topos vom Schaffen einer Ordnung im Chaos ist ein Grundbestandteil nationalsozialistischer Rhetorik: „Innerhalb unserer Grenzpfähle hat der Führer Ordnung geschaffen“ (Dietrich 1937, 5). In „alten Schriften“ sei schon von „Greuelmärchenerzähler[n]“ die Rede, die „mit ihrer bösen Zunge und ihrer spitzen Feder die bestehende Ordnung gefährdeten“ (Dietrich 1937, 12).

Das bedrohliche Ensemble der Apparate und seine Möglichkeiten der technischen Massenproduktion werden in der Propagandaschrift naturgemäß nur dem feindlichen Ausland zugeordnet:

„Tag für Tag sind Tausende von Rotationsmaschinen in allen Teilen der Erde in Betrieb, Stunde für Stunde speien sie Millionen von Zeitungsexemplaren unter die Völker.“
(Dietrich 1937, 6)

Gegen die Maschinerie der feindlichen Masse kämpfen die „deutschen Herolde“ gezielt (und mit der Hand):

„Man kann von uns nicht erwarten, daß wir die Pfeile unserer Presse im Köcher halten, wenn von allen Seiten gegen uns die Dreckschleudern in Bewegung gesetzt werden.“
(Dietrich 1937, 48)

Dass Doderer sich für die *Dämonen der Ostmark* entsprechender Klischees zur Darstellung des journalistischen Schreibens bediente, überrascht nicht. Immerhin sollte durch die Allianz der zersetzende Einfluss der „jüdischen Presse“ auf die Gesellschaft vorgeführt werden. Aber auch die Nachkriegsversion der *Dämonen* verwendet dieselben Mittel, nur entschärft, subtiler – und doch

immer noch deutlich genug. Schon die Tilgung der größten antisemitischen Stellen konnte den Roman vor dem Papierkorb und für die Veröffentlichung retten. Dass dieses Werk dann sogar zum – sowohl vom „schwarzen“ als auch vom „roten“ Lager weitgehend akzeptierten – Staatsroman avancierte (Fleischer 1996, 416), mag als typisch für das Österreich der Zweiten Republik gelten.

Bibliographie:

- Campe, R. (2012). Die Schreibszene, Schreiben. In: Zanetti, S. (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*. Berlin, S. 269-282.
- Dietrich, O. (1937). *Weltpresse ohne Maske*. Dortmund.
- Doderer, H. v. (1995). *Tangenten. Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers 1940-1950*. München.
- Doderer, H. v. (1996). *Tagebücher 1920-1939*. München.
- Doderer, H. v. (2005). *Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff* (= DD). München.
- Duchkowsch, W. (2014). *Medien: Aufklärung – Orientierung – Missbrauch. Vom 17. Jahrhundert bis zu Fernsehen und Video*. Wien u.a.
- Fleischer, W. (1996). *Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer*. Wien.
- Hesson, E. C. (1982). *Twentieth Century Odyssey. A study of Heimito von Doderer's Die Dämonen*. Columbia.
- Ketzler, H. (1995). Die journalistische Tätigkeit Heimito von Doderers in den Jahren 1920 bis 1934. In: *Relation*, 2 (2), S. 41-45.
- Lebensaft, E., Mentschl Ch. & Mentschl J. (2002). Sieghart, Rudolf. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950*. Bd. 12, S. 239. Abgerufen von http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Sieghart_Rudolf_1866_1934.xml, Zugriff am 23. 11. 2016.
- Mayer, H. (1991). Heimito von Doderer als Journalist. Anmerkungen zu einer biographischen Episode. In: *medien & zeit*, 6 (2), S. 8-13.
- o.V. (1927). *Der Werdegang der Zeitung. Ein Führer durch den Zeitungsbetrieb der „STEYRERMÜHL“ Papierfabriks- und Verlagsgesellschaft*. Wien.
- o.V. (1997). Steyrerhof. In: Czeike, F., *Historisches Lexikon Wien*. Bd. 5. Wien, S. 344f.
- o.V. (2003). Der Abend. In: Lang, H. W. & Lang L., *Österreichische Retrospektive Bibliographie*, Reihe 2, Bd. 2. München, S. 61.
- Reisner, A. (2017). *„Hier lag die warme schreibende Hand.“ Schreibszenen in Heimito von Doderers Dämonen*. Diss. Wien.
- Venus, T. (1995). Der Antisemitismus im österreichischen Pressewesen 1848-1938. In: Jüdischen Museum der Stadt Wien (Hg.), *Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen*. Wien, S. 192-211.
- Wolff, L.-W. (2000). *Heimito von Doderer*. Reinbek bei Hamburg.

Abbildungen:

- Abb. 1: Zeitungsbetrieb der Steyermühl, Papierfabriks- und Verlagsgesellschaft. In: *Wien/Oesterreich. Sonderbeilage des „Neuen Wiener Tagblattes“ anlässlich der Hauptversammlung des Vereines Deutscher Zeitungsverleger*, 31. 5. 1931, S. 16.
- Abb. 2: Teile des maschinellen Ensembles im Herstellungsprozess einer Zeitung. In: o. V. (1932). *Der Werdegang der Zeitung. Ein Führer durch den Zeitungsbetrieb der „STEYRER- MÜHL“ Papierfabriks- und Verlagsgesellschaft*. Wien. Titelblatt sowie S. 13, 21, 25 (Collage: Iris Friedenberger).

Andrea REISNER (1982)

Dr. phil.; Studium der Germanistik, Geschichte und Kulturwissenschaften an der Universität Wien und der Humboldt-Universität zu Berlin. 2008 Abschluss des Diplomstudiums Neue Deutsche Literatur, 2017 Promotion (Dissertation: *„Hier lag die warme schreibende Hand.“ Schreibszenen in Heimito von Doderers Dämonen*; für dieses Projekt 2010 Forschungsstipendium der Universität Wien). Ab 2007 freie Mitarbeiterin der *Zeitreisen*, dem Geschichtsfeuilleton der *Wiener Zeitung*, seit 2012 Redakteurin, seit 2013 Leiterin der Beilage.

Rezensionen

Norbert Bachleitner (2017). *Die literarische Zensur in Österreich von 1745 bis 1848*. Mit Beiträgen von Daniel Syrový, Petr Písa und Michael Wögerbauer. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 528 Seiten.

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass Zensur mit Machtkrisen einhergeht. Sobald Gewissheiten und Normen infrage gestellt werden, kommt Zensur zum Tragen und wird offensichtlich. Noch heute ist das Schlagwort „Zensur“, vorwiegend im Zusammenhang mit den sozialen Medien, allgegenwärtig. Allerdings ist der Begriff „Zensur“ nicht so einfach zu definieren. Es handelt sich um einen sehr vielschichtigen Terminus, der aus dem Lateinischen („*censura*“) stammt und mit „Prüfung“ oder „Beurteilung“ übersetzt werden kann. Zensurvorgänge sind im deutschen Sprachraum zwar bereits ab ca. 1475 dokumentiert, im Zusammenhang mit Überwachung kam der Terminus er allerdings erstmals im 16. Jahrhundert auf.

In der Vergangenheit konzentrierte sich die Zensurforschung vorwiegend auf Organisationen und die ideologische Ausrichtung der Zensur. Die Auswirkungen dieser Maßnahmen auf die Literatur sowie epochenübergreifende Studien blieben bisher unbeachtet bzw. fehlten.

Diese bestehende Lücke versucht Norbert Bachleitner, Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Wien, mit seinem Buch *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848* zu füllen. Die Frage, warum gerade 1751 als Startpunkt herangezogen wurde, lässt sich mit der Säkularisierung des Wissens beantworten, die um 1750 begann und als Gegenbewegung verschärfte Zensurmaßnahmen auslöste, die auch im Zuge der Unruhen dieser Epoche immer offensichtlicher und allgegenwärtiger wurden. Bachleitner fokussiert sich auf Wien als Zentrum der Monarchie. Auch wenn die Zensur, theoretisch, in allen Teilen des Habsburgerreiches nach den gleichen Schemata ablaufen sollte, zeigen die unter anderem hier veröffentlichten neuen Studien, dass es beispielsweise in der Lombardei und in ländlichen Gebieten Abweichungen gab. Um diesem Umstand gerecht zu werden, gibt es einzelne Kapitel im Buch, die sich exemplarisch mit

der Zensurpraxis in Böhmen und den italienischsprachigen Gebieten der Monarchie auseinandersetzen und nicht von Bachleitner verfasst wurden.

Bachleitner diskutiert zu Beginn verschiedene Zensur-Begriffe und geht auch auf aktuelle Entwicklungen und Terminologien in der Zensurforschung ein, wie den Ansatz des *New Censorship* (16), bei dem die Selbstzensur im Mittelpunkt steht. Hierbei wird davon ausgegangen, dass es bei der Versprachlichung von Gedanken unweigerlich zu Vorgängen der Selektion und Unterdrückung kommt. Unter diesen Vorzeichen meint dieser Zensurbegriff keinen autoritären Eingriff, wie es bei der institutionellen Zensur der Fall ist, sondern betrachtet es als in jeder Gesellschaft vorhandenes Phänomen, das sogar produktiv wirken kann. Für die vorliegende Untersuchung eignet sich dieser Zugang jedoch nicht und Bachleitner nutzt den Ansatz des *Old Censorship* (21). Im von ihm untersuchten Zeitraum und dem damals herrschenden autoritären Regime war Zensur ein Herrschaftsinstrument, mit dessen Hilfe versucht wurde, die Gesellschaft vor vermeintlichen Gefahren zu beschützen und als „Fehlentwicklung“ Definiertes zu verhindern (22). Allerdings war „Gesellschaft“ keine homogene Gruppe, wenn es nach den Zensoren ging. Gerade im 18. und 19. Jahrhundert gab es Sondergenehmigungen für gesellschaftlich anerkannte Personen, die es ihnen erlaubten, eigentlich verbotene Bücher zu beziehen.

Die Modalitäten der Zensur haben sich im Laufe der Zeit verändert und waren breit gefächert. Dabei wird zwischen Maßnahmen, die Autoren/Autorinnen (Autorinnen werden nicht gesondert erwähnt) und jenen, die Verlage, Händler und Verleiher betrafen, unterschieden (die Monographie differenziert in diesem Punkt nicht zwischen männlichen und weiblichen Vertretern dieser Gruppen). Erstere waren vorwiegend von Schreibverboten, Einkerkern, aber auch Exilierung oder Tötung betroffen. Verbote einzelner Werke, Kürzung der Papierzuteilung, Bücherverbrennungen, Wegsperrungen von Büchern, etc. waren Maßnahmen, welche die Händler, Verlage und Verleiher trafen. Verbote haben nicht nur geschadet, sondern waren auch eine gute Werbung, da sie neugierig machten und es wurde von Seiten der Rezipierenden versucht, die Werke auf illegalem Weg zu beschaffen. Dadurch wird deut-

lich, dass Zensur auch produktiv wirken kann, da sich eigene Schreibstrategien entwickeln mussten. Gerade für die Theaterzensur, welcher innerhalb der Monographie ein eigenes Kapitel gewidmet ist, trifft dies zu. Die VerfasserInnen von Theaterstücken wurden zu einer Selbstzensur und damit zur Herausbildung einer eigenen Kultur gezwungen. Subtile Anspielungen, die Kunst des indirekten Sprechens und des Extemporierens wurden zu Charakteristika des österreichischen Theaters.

Die angestrebte Unterdrückung von gefährlichem Gedankengut wirft die Frage auf, wie bedrohlich Literatur denn eigentlich ist bzw. sein kann. Texte bewirken eine „cultural circulation of social energy“ (33), die nun von der Zensur versucht wurde einzudämmen, ähnlich wie dies mit Krankheiten versucht wurde. Eine einmalige Quelle, auf die sich die Monographie von Bachleitner stützt, ist eine Datenbank zur Erfassung der in Österreich zwischen 1750 und 1858 verbotenen Bücher. Anhand ihrer Auswertung zeigt sich unter anderem, dass verbotene Publikationen teilweise an anderen Büchern, die von den Zensurmaßnahmen betroffen waren Anleihen nahmen. Dies liefert einen Hinweis darauf, dass die von den Zensoren angenommene Zirkulation von Ideen tatsächlich funktionierte, eine komplette Eindämmung aber utopisch war. Die Auswirkungen der Zensur auf den Literatur- und Theaterbetrieb sind laut Bachleitner nicht zu überschätzen.

Wie sich die Umsetzung der aufgestellten Richtlinien in der Praxis gestaltete, wird den LeserInnen anhand von Fallbeispielen auf knapp 150 Seiten nähergebracht.

Exemplarisch werden verbotene Werke aus einzelnen Epochen und Gattungen auf Merkmale untersucht, die als verbotswürdig galten. Dies wird nicht nur für Periodika oder bestimmte Epochen, wie die deutsche Klassik oder die Romantik gemacht, sondern auch für französische bzw. anglo-amerikanische Romanliteratur, Geschichtsepik und Theaterstücke. Die Problematik dabei ist, dass nur in den wenigsten Fällen Dokumente über die Gründe des Verbots vorliegen, weil viele Zensurgutachten dem Brand des Justizpalastes 1927 zum Opfer gefallen sind. Es wird versucht, mit den Augen des Zensors zu lesen, geltende Zensurrichtlinien und die vorhandenen Gutachten als Leitfaden heranzuziehen. Anhand verschiedenster Texte und Stücke wird

erläutert, was zum Verbot geführt hat bzw. haben könnte.

Generell ist das Buch sehr gut strukturiert. Nach einer umfassenden Einleitung geht der Autor chronologisch vor und handelt die Entwicklung der Zensur in den verschiedenen Zeitabschnitten von der Aufklärung bis zum Vormärz ab. Als besonders interessant und aufschlussreich erweisen sich die kommentierten Statistiken der Verbotstätigkeiten, die sich auf die Auswertung dieser unikalen Datenbank stützt. Sie diene als Grundlage der hier publizierten Studie diene und kann für Forschungen in der Zukunft eine große Hilfe sein, da sie für verschiedenste Fragestellungen herangezogen werden kann. Bachleitner selbst weist ebenfalls daraufhin, welches Potential hier gerade im Hinblick auf Aussagen zur Alltags- und Mentalitätsgeschichte vorhanden ist und regt eine Studie an, die sich mit den Zensuraktivitäten von 1848 bis 1918 beschäftigt. Diese würde seine hier vorgestellten Forschungen komplettieren.

Der Text wird zudem durch zahlreiche Abbildungen, Diagramme und Tabellen ergänzt. Neben deutschen Zitaten finden sich auch welche, die in englischer und französischer Sprache abgedruckt und teilweise übersetzt sind.

Für ForscherInnen und interessierte LeserInnen finden sich in den Fußnoten nicht nur die Literaturangaben, sondern auch über den Text hinausführende Informationen. Als besonders hilfreich für zukünftige Studien dürfte sich der mehr als 100 Seite umfassende Anhang erweisen. Er enthält diverse Zensurprotokolle, Verordnungen, Richtlinien und Berichte. Neben der Bibliographie ist auch ein umfangreiches Register der Forschungsliteratur angeführt.

Das Ziel, welches der Autor laut eigenen Aussagen verfolgt, ist ein

„literatursoziologisch inspirierter Versuch, ein möglichst umfassendes Bild der Zensur, ihrer historischen Hintergründe und Auswirkungen zu zeichnen.“ (13)

Die Umsetzung dessen ist ihm vollends gelungen, auch wenn die historisch-politischen Hintergründe an manchen Stellen etwas zu kurz kommen. Obwohl als Hauptzielgruppe sicherlich WissenschaftlerInnen zu nennen sind, kann das Buch auch für Laien interessant sein. Es lässt

sich trotz des wissenschaftlichen Duktus sehr gut lesen und der Inhalt wird sehr verständlich nähergebracht.

Gerade die Fallbeispiele und der Exkurs zur Theaterzensur lockern das über 500 Seiten starke Buch auf. Es hat den Charakter eines Handbuchs und wird sicherlich nicht nur auf Grund der erstmaligen, systematischen Auswertung von bisher nicht beachteten Quellen zu einem Grundlagenwerk der Zensurforschung. Es bleibt zu hoffen, dass die Anregungen des Autors zu anschließenden Studien gehört werden und weitere Arbeiten in dieser Qualität, die an die von Norbert Bachleitner prä-sentierete Studie anschließen, folgen.

Bianca Burger, Wien

Richard Oehmig (2017). „Besorgt mal Filme!“ Der internationale Programmhandel des DDR-Fernsehens. (= Medien und Gesellschaftswandel, Bd. 7). Göttingen: Wallstein Verlag, 223 Seiten.

Die Geschichte des Fernsehens ist auch eine Geschichte des Programmhandels. Nahezu seit Beginn des regulären Fernsehprogrammbetriebs haben Rundfunkanstalten aus aller Welt immer wieder auf Fremdproduktionen zurückgegriffen, um ihr Programm zu füllen. Dies galt auch für die Staaten des sogenannten Ostblocks in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, welche aktuell immer mehr in den Fokus kommunikationsgeschichtlicher Forschung zum Fernsehen rückt (siehe zum Beispiel die demnächst erscheinende Monografie „From Media Systems to Media Cultures. Understanding Socialist Television“ von Sabina Mihelj und Simon Huxtable). Mit dem internationalen Programmhandel eines dieser Staaten, der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), befasst sich Richard Oehmig in seiner nun publizierten Dissertation aus „medien- und kulturhistorischer Perspektive“ (7). Wie der Autor konstatiert, sind

„sowohl die außenpolitischen Beziehungen als auch die ökonomischen und kulturpolitischen Implikationen des Programmtransfers bis dato nur am Rande behandelt [worden]“ (8)

Ziel der Studie ist es auf Basis archivalischer Re-

cherchen (vornehmlich im Bundesarchiv Berlin und dem Deutschen Rundfunkarchiv) zu den am Programmhandel beteiligten Institutionen und einer entsprechenden historischen Dokumenten-analyse,

„einen grundlegenden Überblick über den Programmhandel des DDR-Fernsehens zu geben und damit auch einen Beitrag zur Stärkung der transnationalen Perspektive zu leisten“ (8)

Ein besonderes Interesse des Autors gilt dabei erstens der Strukturierung des Programmhandels sowie der Frage nach den beteiligten Institutionen und Akteuren und ihren Handlungsmustern. Zweitens fragt Oehmig nach der Bedeutung der importierten Programme für das Gesamtprogramm. Drittens widmet er sich der Frage, inwieweit sich der Import von TV-Programmen auf kulturpolitische Orientierungen der DDR-Führung auswirkte (8f).

Auf theoretischer Ebene sucht Oehmig mit seiner Arbeit sowohl an die geschichtswissenschaftliche als auch an die medien- und kommunikationswissenschaftliche Forschung anzuknüpfen. Beide stellen, so der Autor in einem zweiten, zentralen Begriffen und Konzepten gewidmeten Kapitel, „ein breites Instrumentarium“ (22) zur Bearbeitung des Themas bereit – angemerkt sei, dass im Rahmen dieser Aussage nicht zwischen der Medien- und der Kommunikationswissenschaft differenziert wird. Konkret diskutiert Oehmig die Konzepte des Kulturtransfers, der kulturellen Übersetzung sowie der inter- und transkulturellen Kommunikation im Hinblick auf „die Frage ihrer Anwendbarkeit auf den in dieser Studie zu untersuchenden Programmhandel“ (22). Er kommt dabei zu dem Schluss, dass in der Studie „keines der vorgestellten Konzepte favorisiert werden“ (32) soll. Vielmehr begreift er diese Konzepte als eine Art theoretischen Baukasten, aus dem es sich aufgrund der jeweils gebotenen „gewinnbringende[n] Ansatzpunkte“ (32) pragmatisch zu bedienen gilt. Er betont:

„alle der vorgestellten Ansätze [sensibilisieren] für die vielfältigen Aspekte und Implikationen des internationalen Programmhandels.“ (32)

Das dritte Kapitel „Zur Struktur des Programmtransfers“ bietet schließlich neben einer – vielleicht etwas weiter am Beginn der Arbeit anzusiedelnden – wertvollen Differenzierung zwischen

den zentralen Begrifflichkeiten Programmtransfer, Programmaustausch, Programmhandel entsprechend des Kapiteltitels auch eine Darstellung der „[i]nstitutionelle[n] Struktur und Funktion des Programmhandels“ (53) in der DDR. Die Leserinnen und Leser werden hier noch einmal in die komplexe Beziehung der am Programmhandel beteiligten Institutionen DEFA-Außenhandel, Progress-Filmvertrieb und Deutscher Fernsehfunk eingeführt bevor sich Oehmig in drei weiteren, chronologisch aufeinander aufbauenden Kapiteln (Kap. 4-6) der Geschichte des Programmhandels in der DDR zuwendet. Kapitel 4 behandelt eine Phase des „Aufbaus und der Etablierung“ des Mediums Fernsehen in der DDR, die der Autor für 1952 bis 1965 ansetzt. Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt dabei insbesondere auf dem Verhältnis der verschiedenen, am Programmhandel der beteiligten Institutionen der DDR. Kapitel 5 befasst sich mit dem Zeitraum von 1965 bis 1981 und folgt, wie Oehmig betont, „der Hypothese, dass der Zeitraum [...] als ein Changieren des Mediums zwischen einer Expansion und systemübergreifender Niederlage gedeutet werden kann“ (103). Das Kapitel folgt dabei der Annahme, dass die Einführung eines zweiten Kanals und des Farbfernsehens „die ökonomische Leistungsfähigkeit der DDR überforderten“ (103). Das sechste Kapitel nimmt den Zeitraum 1981-1990/1991 und skizziert das Bild einer durch tiefgreifende Veränderungen gezeichneten Phase, die schließlich in Folge der deutschen Wiedervereinigung in der Abwicklung des DDR-Fernsehens mündete. Wer im Rahmen dieser drei Kapitel in die Tiefe gehende Studien zum Handel einzelner Filme und Serien erwartet, wird dabei mit einigen Ausnahmen aber eher nicht fündig.

Insgesamt gelingt es Oehmig mit seiner Analyse aufzuzeigen, dass zwar die „Rahmenbedingungen des Programmtransfers in der DDR maßgeblich durch die Teilung der Welt beeinflusst“ (7) waren. Tatsächlich erweiterten sich aber die „Verflechtungen zwischen den verfeindeten Lagern der Fernseh- und Rundfunkanstalten seit den 1950er Jahren kontinuierlich“ (8). In den 1950er und frühen 1960er Jahren waren zwar zunächst vor allem die Sowjetunion und die Tschechoslowakei Zulieferer für das Fernsehprogramm der DDR. Bereits für den Zeitraum ab Ende der 1950er Jahre ist, wie der Autor ausführt, aber auch ein steigender Anteil westlicher Spielfilmmimporte (v.a. aus Italien und Frankreich) zu

konstatieren (193). Trotz aller bis zum Ende der DDR andauernden und der herrschenden Ideologie entsprechenden Verlautbarungen, dass man ein sozialistisches Programm anstrebe, standen die Abgrenzungsrhetorik der DDR und die Gestaltung ihres TV-Programms „spätestens ab den 1970er Jahren“ (195) aber in offenem Widerspruch, wie die Studie zeigt: „Westliche Spielfilme und Serien bildeten [nun; A.D.] einen zentralen Programmbestandteil“ (195). Einen wesentlichen Hintergrund dieser Entwicklung bildete nicht nur die Aufgabe der Hallstein-Doktrin durch die BRD und die daraus resultierende zunehmende internationale Anerkennung der DDR. Auch das durch einen kulturpolitischen Paradigmenwechsel ermöglichte Bestreben, den Unterhaltungswert des TV-Programms der DDR gemäß der Interessen der Zuschauerinnen und Zuschauer zu steigern, kann hier nicht vernachlässigt werden, wie Oehmig darlegt. Für die 1980er Jahre sei schließlich sogar eine zunehmende Angleichung an das Programm von ARD und ZDF zu konstatieren, während zugleich ökonomische Überlegungen in den Vordergrund gerückt seien. So hält Oehmig fest, dass eigene Programme primär exportiert worden sind, um den Einkauf von Programmen aus dem Westen zu finanzieren (195). Der Autor wertet dies

„als das deutliche Eingeständnis der systemübergreifenden Niederlage im Wettstreit der jeweiligen Massenmedien um die kulturelle und ideologische Deutungshegemonie.“ (195)

Prägnant fasst Oehmig diese Ergebnisse am Ende seiner Arbeit auch noch einmal in einem gelungenen, knapp achtseitigen Resümee zusammen.

Mit „Besorgt mal Filme!“ Der internationale Programmhandel des DDR-Fernsehens“ hat Richard Oehmig eine gelungene Studie vorgelegt, die weitere Arbeiten zum Thema für die Bedeutung politischer, technologischer oder ökonomischer Rahmenbedingungen sensibilisiert. Ein zentraler Verdienst der Studie liegt zudem darin, aufzuzeigen, dass die Geschichte der Inter- und Transnationalisierung des Fernsehens – auch über Blockgrenzen hinweg – nicht geschrieben werden kann, ohne den Programmhandel in den Blick zu nehmen. In Zukunft gilt es hier anzuknüpfen und unsere Kenntnisse über den internationalen Programmhandel insbesondere auch durch komparatistisch angelegte Studien zu erweitern. Wertvolle Hinweise sind zudem auch durch Stu-

dien zum Handel einzelner Serien oder Filme zu erwarten – hier können bisher unbekannte Akteure und Netzwerke in den Blick rücken.

Andre Dechert, Augsburg

Bernhard J. Dotzler & Silke Roesler-Keilholz (2017). *Mediengeschichte als Historische Techno-Logie*, Baden-Baden: Nomos, 249 Seiten

Das Buch bietet technikhistorische Abhandlungen in loser Chronologie zu den Themen Schrift, Fotografie, Film, Fonografie und Gramfonie, Radio, Fernsehen, Computer und Internet sowie in einem „Postskriptum“ auch zur Smartphone-Kultur. Der gewählte Ansatz stützt sich auf so genannte „Techno-Logien“, welche als Technik verstanden werden, „die Wissen verkörpert, oder es ermöglicht oder von ihm ermöglicht wird“ (Einleitung, 10). Die Einbeziehung technischer Dimensionen in den medienhistorischen Diskurs ist ausdrücklich zu begrüßen, sind sie für die Mediengeschichtsschreibung doch ebenso unverzichtbar wie politischer und ökonomischer Kontext. Abzulehnen ist die Beschränkung auf Technikdimensionen, wie sie im Buch zum Ausdruck kommt, wenn es beispielsweise heißt, es gehe um die Geschichte der Schrift, nicht aber um Literaturgeschichte. Form und Inhalt lassen sich wohl nicht so leicht voneinander trennen.

Für die Schrift wird in weiterer Folge postuliert, dass sie im Unterschied zur Sprache Inhalte über Raum und Zeit unverfälscht zu transportieren vermag, was zweifellos zutrifft. Diese auf die Technik der Schrift und ihre Folgen fokussierte Sichtweise unterschlägt jedoch orale Mnemotechniken wie die Reimform, die bereits eine korrekte Überlieferung zu gewährleisten hatte, lange bevor die schriftliche Aufzeichnung diese buchstäblich festschrieb. In diesem Sinne sollte eine Techno-Logie also nicht nur als Voraussetzung für nachfolgende Entwicklungen verstanden werden, sondern auch als Erfüllung vorweg bestehender Bedürfnisse. Diesen Blick zurück bietet der Ansatz ebenfalls nicht.

Es fehlt auch der Blick zur Seite. Gutenbergs Buchdruck werden techno-logisch bedingte Wirkungen auf die Entwicklung des Druckschriftenwesens zugeschrieben wie „Serialität“ als Folge se-

rieller Letternproduktion, „Standardisierung“ von Inhalten durch Verbreitung identischer Texte und „Massenmedialität“ Dank hoher Auflagen.

Ausgeklammert bleibt in diesem Kapitel der Einfluss äußerer Faktoren wie etwa jener des wachsenden Postnetzes, das erst jenes Feld aufspannte, auf dem sich die periodische Presse entwickeln konnte. Schließlich gehen die systematische Kolportage von Nachrichten wie ihre Periodizität primär auf reguläre Postkutschenkurse zurück. Mit Hilfe dampfgetriebener Pressen, die binnen Stunden die Herstellung einer großen Zahl an Zeitungsexemplaren ermöglichten, entstanden die Massenpresse und ein urbaner Zeitungsmarkt. Voraussetzungen waren eine zunehmend alphabetisierte Leserschaft aus dem Bürgertum, das sich durch steigenden Wohlstand, vermehrte politische Partizipation und Interesse an Neuigkeiten aus aller Welt auszeichnete. Vorgelegt wurden ihm diese letzten Endes täglich und in telegrafischer Aktualität.

Demgegenüber ermöglichte das gedruckte Buch in Verbindung mit den Institutionen der Bibliothek und des Buchhandels das Wissen der zeitgenössischen Gelehrtenwelt zu verbreiten wie zu versammeln, auszutauschen und über die Zeit hinweg zu bewahren. Die dadurch bewirkte Kumulierung des Wissens förderte die Wissenschaft und die Bildung der Bevölkerung, die Aufklärung und die Säkularisierung. Mit einer eng gefassten Techno-Logie des Buchdrucks scheint diese erste Medienrevolution der europäischen Moderne, die eine umfassende Überwindung von Raum und Zeit mit sich brachte, nicht erklärbar. Es bedarf eines deutlich breiteren Ansatzes.

Zur Fotografie ist ähnliches anzumerken. Zunächst wird ihr „Realismus“ als Techno-Logie erkannt und ihr anfänglicher Hang zu unbewegten Motiven wie Denkmälern aus der Unzulänglichkeit früher fotografischer Technik abgeleitet, die noch sehr lange Belichtungszeiten benötigte. Aus dem Blick gerät dabei, dass es selbstverständlich auch ein kulturelles Bedürfnis nach statisch-realistischer Darstellung sowie ein Genre samt grafischer Tradition – etwa im Kupferstich – gab.

Neben dem Realismus wird auch „Serialität“ als Techno-Logie der Fotografie veranschlagt. Im Unterschied zu den kostspieligen Unikaten der Daguerreotypie erlaubte das Negativ-Positiv-Verfahren von Talbot, Papierabzüge von einer fotografischen Aufnahme zu machen, was die Fotografie allmählich zu einer billigen Massenware werden ließ. Einfach in der Handhabung,

eroberte sie zudem als Amateurfotografie breite Bevölkerungskreise, die fortan sich und die Welt ins Bild setzten. Im Gegensatz zu den technischen Facetten bleiben die im Kulturellen wurzelnden Motive solch medialer Weltaneignung freilich wieder verborgen.

Mit dem Bild eines Hohlweges voller Kanonenkugeln, die der Krimkriegsfotograf Fenton offenbar selbst dort platziert hatte, wird das der Fotografie seit jeher innewohnende Moment der Inszenierung belegt. Unerwähnt bleibt, dass der Fotograf sich vermutlich dieses Kunstgriffs bediente, um mit seiner unzureichenden fotografischen Technik überhaupt etwas vom modernen Kriegsgeschehen zeigen zu können. Dass er deshalb zum Begründer einer simulatorischen fotografischen Tradition erklärt wird, erscheint jedoch ebenso unangebracht, wie die Gebrüder Lumière zu Vertretern einer realistischen Filmtradition zu machen (was an anderer Stelle geschieht), nur weil sie dokumentarisch gehaltene Kurzfilme zur Vermarktung ihrer Kamera drehten.

Abgesehen davon, ist mit der „Simulation“ die letzte der für die Fotografie genannten Techno-Logien angesprochen, die vor allem für die spätere Digitalfotografie als bedeutsam gesehen wird, bei der die Aufnahmen nicht mehr chemisch fixiert, sondern elektronisch definiert und die „Fäden der Analogie“ endgültig durchtrennt würden. Man könnte dagegenhalten, dass die Digitalfotografie zum selben Realismus fähig ist wie die analoge, nicht nur, weil es dieselbe Optik ist, die auf die Realität gerichtet wird. Auch die unterschiedlichen Träger funktionieren letztlich beide auf Basis von Bildpunkten. Im Übrigen tendiert die Simulationsthese dazu, die immense kulturelle Bedeutung, die der realistischen Fotografie noch in Zeiten von hochauflösenden Smartphone-Kameras zukommt, zu unterschlagen.

Das Kapitel Radio skizziert, wie aus der vorrangig militärisch genutzten Funktechnik nach dem Ersten Weltkrieg der Rundfunk als stark technisch geprägtes Massenmedium entstand. Neben der räumlichen Erfassung des Publikums durch die sende- und empfangertechnische Apparatur spiegelt sich im täglichen Sendeschema eine zeitliche Durchdringung seines Alltags, und im Genre Hörspiel erscheint selbst das Programm in seiner Technizität. Es gilt als Inbegriff des Radios, einzig über die Ohren der Zuhörerinnen und Zuhörer in Echtzeit dramatische Geschichten in den Köpfen entstehen zu lassen. Folgende Merkmale früher Hörspielinhalte gelten dem Autorenpaar

als symptomatisch, also als Techno-Logien: die „Unsichtbarkeit“ (das Geschehen spielt beispielsweise in einer finsternen Höhle), die „Aktualität“ (wie sie etwa aufgefangene Funksignale einer sich gerade ereignenden Schiffskatastrophe repräsentieren) und die „Senderealität“, die das Senden selbst zum Inhalt macht. Für alle drei gilt, dass ein disperses Publikum dem Programm zeitgleich lauscht.

Darüber hinaus wird argumentiert, dass das Programm sogar noch nach der Entwicklung des Tonbands, das fortan erlaubte, Inhalte aufzuzeichnen, zu selektieren und zu arrangieren, gegebenenfalls auch zu archivieren, bevor sie gesendet wurden, unter dem Primat der Aktualität stand, und zwar wegen der zeitgleichen Teilnahme der Hörerschaft an der Sendung. Abgesehen von einer gewissen Inkonsistenz in der Argumentation bezüglich der Unmittelbarkeit des Programms bleibt ausgeblendet, dass es auch hier die kulturelle Sphäre war, die die Programmformen prägte und dabei die Bedeutung des technischen Erbes weitgehend relativierte. Es waren bekannte Genres wie aktuelle Nachrichten, Vorträge, Sportveranstaltungen, Bühnenstücke, Musik- und Schallplattenkonzerte, die, je nach Bedarf, live oder als Konserve, umgesetzt wurden. Das anfangs als urtypisch angesehene Live-Hörspiel hingegen verschwand.

Eine Überbewertung des Technischen erfährt auch der Begriff des Fernsehens, das primär als Übertragungsmedium aufgefasst wird, hergeleitet durch den obligatorischen Exkurs ins 19. Jahrhundert zu Experimenten mechanischer Bildzerlegung und -übertragung. Im Gegensatz zu frühen Utopien eines teleskopischen Instruments zum In-die-Ferne-sehen entwickelte sich das Fernsehen Mitte des 20. Jahrhunderts ebenfalls zu einem reinen Programmmedium, das nur noch bei besonderen Anlässen wie Großveranstaltungen als Übertragungsapparat im engeren Sinn in Erscheinung trat, ansonsten aber als Bühne für buntes Dauerprogramm nach dem Vorbild des Radios diente.

Ähnliches gilt für das Kapitel über den Computer, dessen Wurzeln weit zurück bis zu barocken mechanischen Rechenmaschinen und thematisch ausgreifend bis zu Holleriths Tabelliermaschine und Turings Bombe verfolgt werden. Diese „Proto-Computer“ genannten Maschinen haben mit den massenmedialen Anwendungen des Computers jedoch wenig zu tun. Letztere verkörpern sich in Peripheriegerätschaft wie Tastatur, Ka-

mera oder Mikrofon, welche der Erzeugung und Verarbeitung elektronischer Versionen von Text, Bild und Ton dienen, die wie ihre analogen Vorgänger der kulturellen Sphäre entstammten und den Computer lediglich als technische Plattform nutzten. Diese Plattform bot später eine Anbindung an ein globales Netzwerk, das Internet, das in diesem Kapitel als ein gigantisches künstliches Hirn beschrieben wird, bestehend aus zahllosen, durch Glasfaserkabel verbundenen Computern. Darüber hinaus geht es um Institutionen, die am Beginn dieses Netzes standen, um Maschinen und Personen samt der von ihnen vertretenen Programmatik und daraus abgeleiteter Software. Ausgespart bleiben kulturelle Applikationen wie Google, Facebook und Whatsapp, und wie jene die klassischen Medien Text, Bild und Ton adaptierten, in interaktive Nutzungsformen der Telekommunikation einbanden und so eine neue Generation an Bürgerinnen und Bürgern einer digitalen Mediengesellschaft formten.

Darum bemüht sich das abschließende „Postskriptum zur Smartphone-Kultur“, das damit seinem Titel gerecht wird, auch wenn es sich anfangs als technikhistorische Herleitung der Telefonie nach gewohntem Muster präsentiert. Das Smartphone wird dann aber als „Konvergenzmedium“ früherer analoger Medien und als Plattform diverser Online-Anwendungen begriffen. Vor diesem Hintergrund werden die bislang vermissten kulturellen Implikationen behandelt und es wird in Ansätzen deutlich, wie fruchtbar dies für den Techno-Logie-Ansatz sein kann. Leider bildet dieses Kapitel die sprichwörtliche Ausnahme. Im Rest des Buches dominiert Technik, bisweilen in Form anspruchsvoller Diskurse, streckenweise auch als bloße Auflistung von Fakten. Gelegentlich fühlt man sich an eine Technikgeschichte überkommenen Typs erinnert, die sich in der Abgrenzung von anderen Disziplinen gefiel.

Wolfgang Pensold, Wien

Kiron Patka (2018). *Radio-Topologie. Zur Raumästhetik des Hörfunks*. Bielefeld: Transkript Verlag, 282 Seiten

„Links in weiter Ferne werden unverständliche Stimmen hörbar, von halb rechts ertönt ein lauter werdendes und penetrantes Zwitschern, nur unterbrochen durch ein ebenso lautes

Pfeifen – offenbar ein Vogel. Eine Maschine, vielleicht ein Generator, brummt leise hinten rechts. Und ringsum ist ein Klangteppich aus Zirpen und Rauschen. Dann nähert sich von links ein Bus, der schließlich in der Mitte stehen bleibt, die Türen öffnen sich mit einem Zischen, und Stimmen auf Portugiesisch durcheinander redender Männer treten in den Vordergrund. Eine ruhige, sehr präsentе Stimme, so nah, dass sie beinahe in einem selbst ertönt, setzt auf Deutsch ein: ‚Ich bin mitten im Gebiet des Amazonas. Es ist Nacht und immer noch heiß.‘ (134)

Kiron Patka setzt mit dieser Schilderung einer Szene aus dem Feature „Brasil“ dem Feature Autor Matthias von Spallart ein kleines Denkmal. In den frühen 1980er-Jahren experimentierte er und viele andere mit dem „Kunstkopf“, um damit ein spezifisches Raumerlebnis für nicht nur Radio-HörerInnen zu erzielen. Entweder wurde der Kopf der Aufnehmenden als Resonanzraum für zwei in die Ohren gesteckte Mikrophone benützt oder ein künstlicher dem menschlichen nachgebildeter Kopf wurde mit den zwei Mikrofonkapseln ausgestattet und zum Beispiel in einen Konzertsaal „gesetzt“. Das Hörerlebnis von 3. Reihe Cercle, Sitz 17 konnte so ziemlich exakt nachvollzogen werden – wenn man bei der Wiedergabe einen Kopfhörer benutzte.

Die mangelnde Kompatibilität bei Mono Radiogeräten ließ diese Technik wieder in den Hintergrund treten – nach Quadrophonie kam man zum derzeit Räumlichkeit repräsentierenden Standard 5 Punkt 1 mit 4 Lautsprechern und einem Subwoofer.

Aber der exakten Wiedergabe von Räumlichkeit, dem frühen nur teilweise eingelösten Versprechen der Stereophonie, widmet Kirion Patka sein Buch nicht. Es geht um die vielen Räume, die Radio benützt, erschafft und vorspiegelt.

„Jede Aufnahme hat einen Ort“ sage ich in jeder meiner Radio-Vorlesungen, und dass bei Aufnahmen immer auch ein Ort mitdargestellt wird. Zufällig oder absichtlich, der Not gehorchend oder inszeniert. Patka glaubt – wenn man seiner Topologie folgt – an eine alles durchdringende journalistisch inszenatorische Absichtlichkeit.

Das Beispiel vom Mauerbau in Berlin 1961 (137ff) beschreibt z.B. den Begriff Perspektive und zeigt die Analogie zu Drehorten beim Film. Die RIAS Reportage aus dem Westen bringt laute Baugeräusche, der Reporter Erich Nieswandt thematisiert dies sogar, indem er die Mimik der

Bauarbeiter als Kommunikationsversuch mit ihm deutet: Patka zitiert aus der Reportage:

„Sie lächeln sogar dabei, wie sie die Pressluftbohrer in die Erde bohren, und einer schaute mich an, und es war in seinem Gesicht zu lesen: Ja, höre nur das Geräusch, ich mache es extra für dich, damit du es auch auf dein Tonband bekommst.“ (137)

Nun wissen alle, die jemals mit dem Reporter-Mikrofon gearbeitet haben, wie abhängig die Geräuschverhältnisse bei der Aufnahme von der Stellung des Mikrofons sind: vom selben Ort lassen sich Aufnahmen machen, die den Presslufthammer in den Vordergrund rücken und solche, die die Stimme des Reporters hervorheben. Dies demonstriert hier auch Patka indem er die Reportage des DDR-Rundfunks gegenüberstellt: ein Gespräch zwischen Reporter und einem Grenzbeamten über die neue Situation – mit dem Reporter als Stichwortgeber, der Baulärm im Hintergrund.

Die beiden Räume in unmittelbarer Nachbarschaft wirken völlig unterschiedlich, die Wirklichkeit wird durch die Aufnahme auf jeden Fall interpretiert. Ob aus ideologischen Gründen, aus Zufälligkeiten, einem Auftrag oder einer dramaturgischen Idee folgend, niemand aus dem Publikum kann das mit Sicherheit sagen, die emotionale Wirkung des Gehörten allerdings ist schwer durch Interpretation auszugleichen.

Diese Frage, die Veränderung des Wahrgenommen durch den Akt von Aufnahme und Wiedergabe schwebt über den 276 Seiten des Buches, der Dissertation des Tontechnikers Kiron Patka an der Eberhard Karls Universität in Tübingen. Als Spezialist für Radio-Sounddesign spricht er aus der Praxis der Mikrofonierung, der Tonbearbeitung, erklärt er den Nicht-Raum schalltotes Studio, der den Zweck hat, das dort Aufgenommene in jede beliebige akustische Umgebung versetzen zu können, er schreibt von der Psychologie des Hörens, den physikalischen Bedingungen, dem Klang der Reportage, der Vielfalt der Gesprächsebenen bei der Moderation im Studio und dem Gebrauch von Soundeffekten – und er kommt auch auf die Überwindung von Entfernungen zu sprechen, wenn er an die Mittelwellen-Röhren-Radios erinnert, die ferne Orte auf ihren gelblich beleuchteten Skalen hatten – etwa den schweizerischen Sender Beromünster, der es während der

Volksempfänger-Diktatur der Nazis ermöglichte, unter Risiko alternative Nachrichten aus einem nicht besetzten deutschsprachigen Land zu hören. Nun ist der Sendebetrieb auf Beromünster eingestellt, wie so viele andere Mittelwellensender auch und es entsteht die Frage, ob die Raumüberwindung via Datenleitung grundsätzlich anders ist als „on air“, ob die Ausbreitung in den „Äther“ bei der beliebig viele Menschen zuhören können nicht eine völlig andere ist als die Verteilung, die für jede zuhörende Person ein Stückchen Bandbreite benötigt.

Kiron Patka liefert mit diesem Band nicht nur einen wichtigen Beitrag „zur Raumästhetik des Hörfunks“ wie es im Untertitel heißt, er öffnet viele Blickwinkel zu Geschichte und Gegenwart eines Mediums, das von Beginn an Emotion und Information verband – es verringerte Distanzen zwischen Geschehnissen und Interessierten, eröffnete Erlebnis- und Denkräume, indem es auch mit Raumempfindung und -klang arbeitete.

Die Räume des Radios – sie unterscheiden sich bei Produktion und Rezeption. Zwischen zwei Ohrstöpseln klingt der eigene Kopf, im Auto kämpft der Radiosound gegen Motor- und Abrollgeräusche, in der Wohnung stört möglicherweise der Verkehrslärm von draußen. Für all diese Settings sollte eine Produktion passen, leise Musik-Stellen müssen lauter gemacht werden, damit sie hörbar bleiben, links und rechts ist bei Stereo-Produktionen nicht naturgegeben und die Frage ob bei einem Feature der kommentierende Text des Autors vor Ort inmitten der Geräuschwelt aufgenommen wurde oder nachträglich über den Originalton gelegt wurde, manchmal werden Sie es merken, manchmal wird bloß eine Stimmung entstehen, die hoffentlich die Informationsvermittlung unterstützt. Wir Radiomacher können nie sicher sein, die Wirkung hängt von jeder Hörsituation von jedem einzelnen Zuhörenden ab, von seiner Aufnahmefähigkeit, der Gewohnheit die Ohren trainiert zu halten, Räume zu erkennen, Lügen zu dekodieren.

Ach ja, erinnern Sie sich an diesen Radio-Raum: unter der Tuchent Radio hören, wenn schon längst Schlafenszeit war, die kleine Schwindelei ‚Habe schon abgedreht‘ und dann ging’s weiter? Auch ein Stückchen Topologie – des Radios und der Kindheit.

Rainer Rosenberg, Wien

Empfehlung



Nomos



HERAUSGEBEN, EINGELEITET UND KOMMENTIERT
VON WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Emil Löbl **Kultur und Presse**

Reihe *ex libris kommunikation*, Band 19
2017, 326 Seiten, Broschiert,
59 Euro
ISBN 978-3-8487-3961-5

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Presse zu einem mächtigen Mitspieler in Staat und Gesellschaft geworden. Doch in der Wissenschaft fand sie kaum Beachtung. Also versuchten Journalisten und Verleger dem Publikum die Bedeutung des Journalismus näherzubringen und es entstand die sogenannte ‚Praktikerliteratur‘.

Als die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirksamste Schrift eines Praktikers“ gilt das 1903 erschienene Buch „Kultur und Presse“ von Emil Löbl, der Redakteur der „Wiener Zeitung“ war. Löbl wollte damit auch die Grundlage für die wissenschaftliche Disziplin der Zeitungskunde schaffen.

Viele seiner Gedanken, nicht zuletzt zur Wirkung der Presse, lesen sich ganz gegenwartsnahe.

<https://www.nomos.de/>

nomos@nomos.de

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien